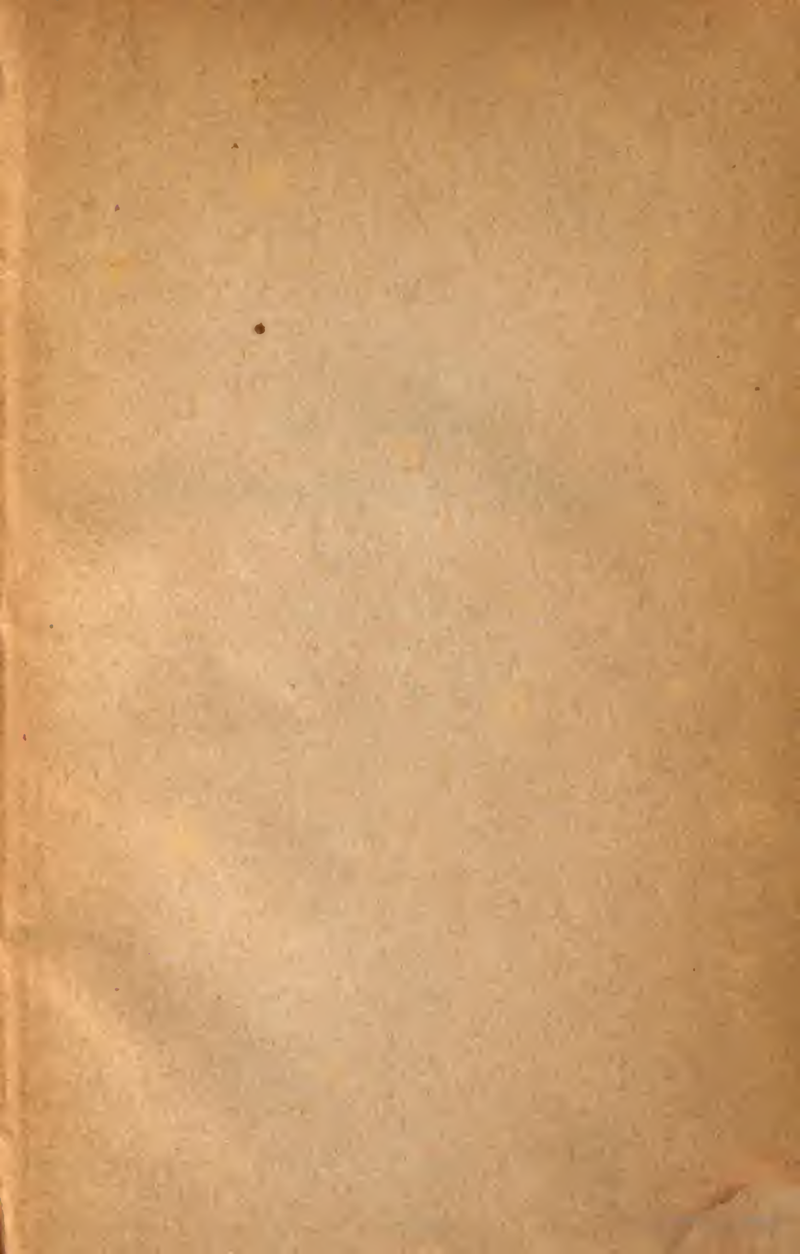
LEBENSBILDER AUS DÄNEMARK: IN NOVELLEN UND ERZÄHLUNGEN

Carl Bernhard



Bernhard





Carl Bernhard's

Sämmtliche Werke.

Zehnter Band.

Carl Bernhard's

Sämmtliche Werke.

Aus dem Dänischen im Vereine mit
Director Dr. K. L. Kannegießer in Breslau
und
Professor Dr. O. L. B. Wolff in Jena
vom
Verfasser.

Zehnter Band.

Schooßsünden.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1842.

Schooßsünden.

Novelle

von

Carl Bernhard.

Verfasser der:

„Lebensbilder aus Dänemark" und „Christian VII. und sein Hof".

Leipzig

Verlag von J. J. Weber.

1842.




Schoossünden.

Schooßsünden.

Da ich mit diesem Namen die einfache und aufrichtige Erzählung einer kleinen Episode aus dem Leben eines Freundes getauft habe, die, so unbedeutend sie auch Andern scheinen möge, doch einen nicht geringen Einfluß auf ihn gehabt hat, finde ich es auch nothwendig zu erklären, worin diese seine Schooßsünden bestehen. Ich will ihn selbst vom Anfang bis zum Ende reden, und Dir, geneigter Leser, seine Geschichte selbst erzählen lassen, wie er sie mir einst mittheilte. —

„Es sind zwei an der Zahl, gemäß der alten Bemerkung, daß ein Mensch stets zwei Hauptfehler hat, und daß man von diesen beiden Stammeltern im Allgemeinen Alles ableiten kann, was man sich vorzuwerfen hat. Dem sei nun, wie ihm wolle! Ohne mich auf die weitere Theorie meiner Fehler einzulassen, bekenne ich lieber offenherzig, worin sie bestehen, nämlich pro primo in einem Antheil von Eitelkeit, und pro secundo darin, daß ich immer zu spät komme. Welches von diesen beiden die Mutter und welches der Vater sei, überlasse

ich der eigenen Wahl des Lesers zu bestimmen; ich weiß es wohl. Inzwischen habe ich meinen irdischen Lebenslauf nicht mit Zuspätkommen angefangen, im Gegentheil, ich kam sechs Wochen zu früh zur Welt, und ich glaube, daß es diese Begebenheit ist (weil sie mir manche Leiden verursachte durch Waschen und Baden, Lammwolle und Flanell), die mir einen natürlichen Widerwillen gegen alle mögliche Eilfertigkeit einflößte. So viel ist gewiß, daß ich nachher als Knabe deßwegen in der Schule so oft getadelt wurde, daß ich zuletzt eine Art Privilegium hatte, zu spät zu kommen; daß ich bei meinen Prüfungen deßwegen Unannehmlichkeiten hatte; daß ich späterhin als Student fast immer Mittags zu spät nach Hause gekommen bin, und daß ich, wenn ich in eine Gesellschaft eingeladen war, gewiß mehrere hundertmal mit der Artigkeit empfangen wurde: Il vaut mieux tard que jamais, und vielleicht eben so oft die Bemerkung hören mußte: Es sei vornehm, erst, wenn alle Andern da wären, zu kommen.

Ich habe mir wirklich oft Mühe gegeben, den eigentlichen Grund dieses unüberwindlichen Fehlers auszuforschen, aber ich bin, in Ermangelung einer bessern, immer auf meine erste Vermuthung zurückgekommen. Den Grund zu meiner Eitelkeit glaube ich dagegen am sichersten in dem Bewußtsein suchen zu müssen, das ich meinen Lesern lieber nicht verhehlen will, daß ich im Ganzen genommen ein recht liebenswürdiger junger Mensch bin, wie ich mich denn auch überzeugt halte, daß mein Aeußeres mich auf alle Weise empfiehlt und die Auf-

merksamkeit mancher von meinen Leserinnen, wenn ich ihnen etwa vorübergegangen bin, vielleicht schon auf sich gezogen hat, so daß sie möglicherweise mich in folgender Beschreibung wieder erkennen werden. Ich bin Jurist, — freilich möchte ich sagen, wollte Gott, ich wäre es nicht! — habe dunkelbraunes Haar und dunkelbraune Augen; einen ziemlich hohen Wuchs, gehe gewöhnlich in schwarzem Frack — wobei ich mir selbst die Bemerkung schuldig bin, daß er nicht von Sammt ist — grauen Beinkleidern, schwarzem Hut, schwarzseidener Halsbinde, was wohl sämmtlich zu dem gerechnet werden kann, was man einen hübschen Mannesanzug nennt. Das Einzige, was man mit Recht gegen meine Tracht einwenden kann, ist dieß, daß ich stets meine Stiefeln schief gehe. Da jedoch die Naturphilosophen darin einig geworden sind, daß die höheren Geschöpfe sich vor den niedern Thiergattungen durch Schiefheit und durch Mangel an Symmetrie in dem Bau des Organismus auszeichnen, so habe ich gedacht, daß diese Eigenschaft bei mir grade eine von denen ist, welche eine höhere Geistesentwickelung bezeichnen; ich will hier nur an Wessel *) erinnern, obgleich ich eine Menge Beispiele anführen könnte, um meinen Satz zu beweisen. Aber es ist besser, daß ich diese Selbstbetrachtung abbreche, die leider ein neuer Beweis meiner Eitelkeit ist, um zu der Geschichte selbst überzugehn, die ich meinen Lesern erzählen will.

*) Joh. Herm. Wessel, 1742 — 1783 aus Norwegen, komischer Erzähler, und Verfasser dramatischer Schwänke, z. B. der noch beliebten Posse „Liebe ohne Strümpfe.“

Ich hatte noch nicht meine juristische Amtsprüfung gemacht und wohnte noch bei meiner Mutter, welche Wittwe war, als diese, auf Veranlassung der Verheirathung meiner ältesten Schwester, den Entschluß faßte, ihre Wohnung in der Friedrichsberggasse aufzusagen, und eine beschränktere an einem ganz andern Ende der Stadt zu beziehen. Jeder, der den Beschwerden des Umziehens unterworfen gewesen ist, wird sich gewiß nicht wundern, daß ich nur mit Mißvergnügen dem unbehaglichen Octobertag entgegen sah, der mich aus den alten vier Pfählen verweisen sollte, in welchen ich mich so manches Jahr bewegt hatte. Der Mensch ist nicht blos ein Säugethier, lieber Leser, sondern auch ein Gewohnheitsthier. Da erst ein paar Jahre seit jener Zeit verflossen sind, so erinnere ich mich noch deutlich, wie viele Sorge und Bekümmerniß ich den Tag vor dem Umziehen hatte bei dem Zusammenpacken meiner Bücher und übrigen Habseligkeiten. Man besitzt so unendlich viele Dinge, die einem zu nichts in der Welt nütze sind, und die man doch nicht Lust hat wegzuwerfen; und alle diese sollte ich nun opfern, denn meine Mutter hielt es nicht der Mühe werth, diese in die neue Wohnung mit hinüberbringen zu lassen, und hatte mich gebeten, mein Hab' und Gut so viel als möglich zu beschränken. Unter allen den auf diese Weise der Vernichtung zu weihenden Dingen, welche mein Verschluß enthielt, war ein Schub, worin sich einige Andenken fanden von verschiedener Art und aus verschiedenen Zeitabschnitten, welche ich mit großer Gleichgültigkeit ins Feuer warf. So wurden ein paar

Haarlocken, eine rothe und eine blaue Schleife nebst mehreren ähnlichen Sachen, die einst die materielle Unterlage inniger und schwärmerischer Gefühle ausgemacht hatten, den Flammen auf dem Küchenheerde überliefert und fanden einen prosaischen Tod unter einem Suppenkessel. Das einzige Stück, das aus diesem allgemeinen Schiffbruch gerettet wurde, aber auch in sich selbst den Grund enthielt, weßhalb alle jene Sachen so ganz ihren früheren Werth verloren hatten, denn jenes einzige jüngere verdunkelte alle seine älteren Geschwister, war ein niedlicher, kleiner, weißer Glacé-Handschuh.

Bei jeder andern Sache macht der Umstand, daß man etwas Besseres bekommt, das Geringere nicht unbrauchbar, aber bei Andenken macht das beste, vorausgesetzt daß es wirklich einigen Werth hat, nicht bloß die übrigen überflüssig, sondern es würde auch vermessen sein, irgend ein anderes noch daneben zu behalten; und so waren meine Souvenirs diejenigen von meinen Besitzthümern, welche es mir am wenigsten schwer fiel zu beschränken. Da ich also meinem Handschuh das Recht eingeräumt hatte — welches nur allein die Wahrheit hat — einzig zu sein und alles Andre auszuschließen, legte ich ihn in meinen geheimsten Verschluß neben eine kleine Flasche mit Rosenöl, welche dort ihren Aufenthalt hatte. Um indeß einige Aufklärung über den Ursprung dieses Kleinods zu geben, muß ich den Umzug noch einen Augenblick aufschieben und auf diesem Schauplatz meiner ersten Jugenderinnerungen verharren.

In der Friedrichsberggasse hatten, wie gesagt, die

Meinigen lange Jahre gewohnt in einem schönen Gehöfte. Gleich unter uns wohnte gleichfalls eine Familie mehrere Jahre, welche, ohne zu den Bekannten meiner Mutter zu gehören, doch hinsichtlich der Kinder unsern nächsten Umgangskreis ausmachte. Der Vater war ein Major Walter, ein hübscher und noch kräftiger Mann, der bei einem der städtischen Regimenter stand, aber übrigens eine Besitzung auf der Insel Fünen hatte, wo seine Familie sich einen Theil des Sommers aufzuhalten pflegte. Die älteste Tochter, Sophie, war, obgleich viel jünger als meine beiden Schwestern, doch diejenige von der ganzen Familie, welche uns am häufigsten besuchte, aber seltsam genug sich dann am meisten mit meiner Mutter abgab. Sie war ein hübsches, aber sehr ernsthaftes Kind, hatte ein feines, braunes Gesicht und trug das Haar glatt zurückgestrichen und im Nacken aufgebunden, so wie man gewöhnlich die Chinesen abgebildet sieht. Aber es stand ihr gut, und die hohe Stirn, welche unbedeckt war, erhöhte den nachdenklichen Ausdruck in ihrem Blicke. Was ich am frühsten an ihr bewunderte, war ein ungewöhnlich schönes Organ, und dieß machte auch in der That ihre größte Schönheit aus. Ich sehe sie noch deutlich auf dem Sopha sitzen vor meiner Mutter, welche Nachmittags dort auszuruhen pflegte; sie hatte das Gesicht unverwandt nach meiner Mutter gerichtet, während sie sich aufgelehnt ihr entgegen neigte und an ihrem Haubenband pflückte; und während eine von meinen Schwestern auf dem Fortepiano spielte, führte sie ein sehr lebhaftes,

aber immer flüsterndes Gespräch. Ich erinnere mich, daß ich einmal zufällig neben ihr saß und sie so anfangen hörte: „Glauben Sie wohl, daß das wahr ist, Frau Wagner?“ worauf sie eine Geschichte erzählte, deren ich mich nicht mehr erinnere, aber die in die damalige chronique scandaleuse der Stadt gehörte. Ich unterbrach sie mit der in Wahrheit armseligen Galanterie: „Nein, das ist nicht wahr, Sophiechen, aber wissen Sie, was wahr ist? daß Sie ein allerliebstes Mädchen sind.“ — Bei dieser Anrede sah sie mich mit einer so ungemein erstaunten Miene an, daß ich dachte, was ich auch sonst schon gedacht hatte, daß sie ein bischen verdreht und ein bischen dumm sei. Aber Nichts ist gewisser, als daß ich mich völlig irrte und daß keine von meinen früheren Meinungen so durchaus umgestoßen ist wie gerade diese. Nach solchen Unterhaltungen ging sie weg, wie sie gekommen war — man hörte die Thüre gehn und Sophie war fort. — Ich war damals eben Student geworden und hatte gewiß einen zu schlechten Geschmack, um sie gehörig zu würdigen; ich hielt keine Dame für schön als die, welche die ganze Stadt so nannte — ich habe nachher einsehen gelernt, daß solche Damen selten schön sind und noch seltner liebenswürdig — und verließ mich noch nicht auf mein Urtheil, ein Mädchen für hübsch halten zu dürfen, wenn ich es nicht von den Leuten unter diese Klasse setzen hörte. Ich glaube daher, daß man mich nicht mit Grund beschuldigen kann, den allgemeinen Fehler begangen zu haben, daß ich das Wesen, das

späterhin meine höchste Theilnahme weckte, zu glänzend ausgestattet habe; ich bin nur der Wahrheit gefolgt, so weit ich mich deren erinnern kann. Ohne Zweifel war Sophie schon damals viel liebenswürdiger, als sie mir vorkam, aber ich gestehe gerne, daß ich weder für bescheidene Tugenden, noch für junge Mädchen überhaupt Sinn hatte.

So hatte ich lange genug im Dunkeln umhergetappt und war in alle Fallen gerathen, die mir meine eigene Eitelkeit aufstellte, als Sophie beinahe sechzehn Jahre alt war und confirmirt werden sollte. Es ist gewiß und wahr, daß die Confirmation bei einer großen Zahl von unsern jungen Mädchen zu früh geschieht, bei einer weit größern dagegen zu spät. Einige sind zu kindisch, um diese feierliche Handlung zu begreifen, aber die allermeisten sind grade in diesem Zeitabschnitte zu hingerissen von den Verlockungen der weltlichen Eitelkeit, als daß sie im Stande wäre, irgend eine Wirkung auf sie zu machen. Junge Mädchen in dieser Periode haben deßwegen nichts Erfreuliches für mich, zumal diejenigen, welche eine gewisse Kindlichkeit erkünsteln, die zu ihrem übrigen Wesen wenig paßt. Aber dieß war nicht der Fall bei Sophie, sie blieb sich selbst getreu, und ich bin geneigt zu glauben, daß diese Gelegenheit es grade war, welche mir die Augen für ihre liebenswürdigen Seiten öffnete.

In diesem Zeitabschnitte war es auch, wo ich anfing, mir Mühe zu geben, um sie genauer kennen zu lernen, und dieß fiel mir in der That nicht schwer; denn

je mehr ich mich mit ihr beschäftigte, je mehr Aufmerksamkeit ich ihr erwies, desto häufiger und länger wurden ihre Besuche bei uns, wie sie selbst einmal sagte, denn sie sei ehemals blöde und bange vor mir gewesen, da sie wohl gewußt habe, wie sehr ich sie übersehe. Aber in Kurzem war diese Furcht ganz verschwunden; wir saßen oft in der Abenddämmerung ganze Stunden lang zusammen am Fenster, und sprachen von den ernsthaftesten und gleichgültigsten Dingen; ich examinirte sie auch in der Religion, wir disputirten über Ewigkeit und Unsterblichkeit, und ich weiß nicht Alles mehr, worauf ich fiel, um sie an diesen Platz zu fesseln und ihre schöne Stimme zu hören. Aber diese Streitigkeiten endigten gewöhnlich damit, daß sie sagte: „Emil, Sie sind ein Heide," und im Grunde glaube ich, daß sie mehr darein legen wollte, als ihre kindliche Aeußerung ihr Kraft dazu gab. Vielleicht hatte sie Recht, aber während sie meinen Glauben tadelte, ahnte sie nicht, daß sie mir Hoffnung und Liebe einflößte.

Inzwischen ward sie confirmirt. Ich war in der Kirche zugegen, um sie zu sehen, und bemerkte, daß sie die hübscheste von allen weiblichen Confirmanden war. Nur Eines war mir bisher nicht aufgefallen, denn ich sah sie heute zum erstenmal mitten unter einer blühenden Jugend: sie war blaß neben den Uebrigen. Aber ihre Augen waren lebhafter und schöner als deren Augen, und ich dachte bei mir selbst, daß sie gewiß nicht so hübsch sein würde, wenn sie so rothe Wangen hätte wie Jene. Ich traf grade einen von meinen Freunden,

einen jungen Chirurgus, einen liebenswürdigen Menschen, aber leichtsinnigen und lustigen Burschen, der stets einen witzigen Einfall auf den Lippen hatte, und der sich gewiß nicht um Gottes Willen in der Kirche eingefunden hatte. Ich zeigte ihm Sophien und fragte ihn, ob ihm das Mädchen nicht gefalle.

„Ja, sie ist sehr hübsch,“ antwortete er, „aber — sie sieht schlimm aus, da ist gewiß eine dispositio“ ...

„Was meinst Du damit?“ fragte ich.

„Ich meine, Gott weiß, ob ihre Lungen die stethoskopische Probe bestehen würden. Ja, ja,“ fuhr er fort, als ich ihn verwundert ansah, „latet anguis sub herba! Die Schlange birgt sich im Grase! —“

Es lief mir kalt über den Rücken bei dieser Erklärung. Ich weiß nicht, welchen wundersamen Eindruck sie auf mich machte; ich empfand minder Schmerz, als sich vielmehr ihr Werth dabei in meinen Augen verdoppelte. Es befremdete mich eigentlich nicht so sehr — diese Augen, diese Wangen, diese Stimme — seltsam, daß mir das nicht früher selbst eingefallen war! — Ich verließ ihn und schlich mich herum in den äußersten Gängen hinter allen neugierigen Zuschauern; ich lehnte mich auf einen Kirchenstuhl und wiederholte mehrmals: Latet anguis sub herba. — „Was beliebt?“ fragte eine Stimme neben mir. Es war ein schwarzgekleideter Glöckner oder Todtengräber. Meines Vaters Begräbniß fiel mir ein; vielleicht soll dieser krummgebückte, grauhaarige Mann noch ihre letzte Ruhestätte besorgen! —

Und warum nicht? Das ist ja des Schicksals gewöhnliche Ironie. —

Die Feierlichkeit war vorbei. Die Glocken läuteten; ich dachte an Schiller's Worte in dem Liede von der Glocke:

Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr verschallt:
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt! —

Wird dieser Gang ihr letzter sein? — Vielleicht, und vielleicht auch nicht — mein gelehrter Freund ist doch kein Orakel. —

Nachmittags war große Gratulation bei Majors, und die ganze Familie unten. Sophie befand sich nicht wohl, sie klagte, daß ihre Füße sich nicht wieder erwärmen wollten, und ihr Herz schlug so stark, daß man es durch das Kleid sehen konnte. Abends fühlte sie sich so matt, daß sie die Gesellschaft verließ; sie entfernte sich mit einer von meinen Schwestern, und als ich bald nachher in unser Quartier hinaufging, fand ich sie auf dem Sopha liegen in dem Wohnzimmer meiner Mutter, die Füße in einen Teppich gehüllt; meine Schwester saß neben ihr. Ich hatte nicht erwartet, so bald an meines Freundes unglückliche Prophezeiung erinnert zu werden; aber als ich sie jetzt liegen sah, den Kopf zurückgebogen, mit kurzem Athemzug, und den Ausdruck unge-

wöhnlicher Angst im Gesicht, da fiel der Gedanke mir schwer auf das Herz, daß ich sie bald als die Beute des Todes erblicken werde. Aber ich hatte zugleich mich nie von ihr so mächtig angezogen gefühlt wie in diesen Augenblicken; ich konnte sie nicht verlassen, ich wünschte mit dem Tode einen Vertrag eingehn zu können, um sie zu besitzen, bis er sein Eigenthumsrecht geltend machen würde. Es war eine seltsame Freude, die mich bei diesem Gedanken durchdrang; ich hätte sie gleich in Besitz nehmen mögen, und sie sah mich auch so freundlich an und sagte: „Ich dachte es wohl, daß Sie zu mir hinaufkommen würden.“ — Ich hatte ihre Hand ergriffen, ich fühlte, wie die meinige zitterte, und ich glaube, daß meine Schwester es bemerkte. — Gott weiß, ob Sophie selbst in diesem Augenblick eine Ahnung davon hatte, daß eine feindliche Macht ihre frische Jugend untergrub.

Es hat mich späterhin nicht gewundert, daß die Ereignisse dieses Tages meine Zuneigung zu ihr verdoppelten. Es ist eine alte Wahrheit, daß man nie so herzlich an seinen Freunden hängt als in dem Augenblick, wo man sich von ihnen trennen soll, und die bevorstehende ewige Trennung, welche ich vorauszusehen glaubte, wirkte auf gleiche Weise und mit unwiderstehlicher Gewalt auf mein jugendliches Gemüth. Es ist wirklich buchstäblich wahr, daß ich keine Eigenschaft kenne, die ein solches Wesen liebenswürdiger macht, als die, welche eine unentrinnbare und nahe Scheidung bedingt, und wenn es gleich verwegen ist, es zu sagen, so gestehe ich doch auf-

richtig, daß ich bei allem Schmerze, den dieser Gedanke mir machte, es wirklich nicht über's Herz bringen konnte, sie dieses Zaubers zu berauben, wenn es auch in meiner Macht gestanden hätte. — Die Eltern waren indeß nicht so ängstlich bei dieser Kränklichkeit; ich erfuhr, daß sie schon öfter auf gleiche Weise gelitten habe, und den folgenden Tag war sie wieder munter, so daß ich allmälig anfing in die Gültigkeit des Urtheils meines ärztlichen Freundes einigen Zweifel zu setzen.

Es ging selten ein Nachmittag hin, ohne daß uns Sophie besuchte, und ich benutzte gewissenhaft die günstige Gelegenheit, mir den Pfeil immer tiefer ins Herz zu drücken. Seltsam genug entging dieß, wenigstens dem Anschein nach, der Aufmerksamkeit der Meinigen gänzlich. Hierzu trug wohl der Umstand bei, daß Sophie, wenn sie auf dem Fortepiano spielte, nicht sonderlich darauf zu achten brauchte; wenn sie aber in der Dämmerung spielte, setzte ich mich ihr zur Seite, und dann sprachen wir zusammen, ohne daß die Andern etwas davon bemerkten, um so mehr, da meine Mutter und meine Schwester, welche viel Gefühl für Musik hatten, nichts mehr liebten, als im Dämmerlicht jede in einem Winkel des Sopha's zu liegen, während das Feuer im Ofen knisterte, und ihren Gedanken auf den Schwingen der Töne freien Lauf zu lassen, während mein jüngerer Bruder, der nur noch ein Knabe und überdieß ein großer Lärmer war, sich draußen befand.

Es ist ein schwieriger Punkt, sich eines verständigen Mädchens Gunst zu sichern, und es gehört eine fort-

gesetzte und feine Beobachtung dazu, jeden kleinen Zug aufzufassen, in welchem sie sich entschleiert, aber nur einen kleinen Theil ihres Schattenrisses. Und ich glaube, daß Sophiens beständige Bereitwilligkeit, sich ans Instrument zu setzen, meistens sogar ohne Aufforderung, der erste sprechende Beweis war, den ich ihr ablauschte, daß ich ihr nicht gleichgültig sei. Wenn man nun erst einen Satz für eine solche Grundlage hat, so findet man bald mehrere. Ich erinnere mich ganz deutlich eines Abends, wo ich zu einem Ball eingeladen war, daß ich mich in meinen besten Staat geworfen hatte, enge Beinkleider, neuen blauen Rock, weiße seidene Weste, schwarze atlasne Halsbinde, figurirte violettene seidene Strümpfe und weiße Alaunhandschuhe. Ich läugne nicht, daß ich mit einer gewissen Selbstzufriedenheit vor dem Ankleidespiegel meiner Mutter stehen geblieben war, als ich durch die Schlafkammer ging, und daß ich meine ganze Person betrachtet hatte. Als ich in das Wohnzimmer trat, um wie gewöhnlich etwas Eau de Cologne zu nehmen, fand ich sie Alle beim Theetische; Sophie war auch da. Weil sie erst kürzlich confirmirt war, hatte sie noch nicht in die große Tanzwelt eintreten können, und in ihrem einfachen schwarzen Kleide sah sie mit einer gewissen Ehrerbietung auf meine anspruchvolle Außenseite. Meine Schwester fragte, wohin ich ginge, und als ich Etatsrath Berg nannte, rief sie aus: „Ach, grüße das liebe Fräulein Luischen von mir, sie ist so niedlich.“ Ich sah Sophien an und dachte: „Und doch nicht so hübsch wie Du!“ Aber

sie betrachtete mich mit einem so seltsamen, vorwurfsvollen und leidenden Blicke, sie war augenscheinlich verlegen, als ich Lebewohl sagte und ihre Hand ergriff und dieser Blick folgte mir bis zur Thür hinaus. Ich war betroffen und dachte: „Also Eifersucht — und erst sechzehn Jahre alt. Fürchte Dich nicht, ich werde Dir nicht untreu sein." —

Ich stehe nun im Begriff, eine Unbesonnenheit zu erzählen, welche feindlich in dieß Verhältniß eingriff, das mich an meine Wohnung fesselte und mir so viele glückliche Stunden schenkte, eine Unbesonnenheit, welche einen der unangenehmsten Augenblicke in meinem Leben herbeiführte. Ich kam eines Abends heim von meinem Manuducteur, und hatte mich unterweges wie gewöhnlich in Gedanken mit Sophien beschäftigt. In einsamen Augenblicken hatte ich oft die Gründe erwogen, welche für und gegen das Urtheil sprachen, das mein Freund an ihrem Confirmationstage über ihre Gesundheit gefällt hatte, ja ich hatte mich sogar, um der Wahrheit näher zu kommen, in physiologische und pathologische Untersuchungen eingelassen, die die Frucht eines unmittelbaren Genies sein sollten, denn an Kenntnissen in diesen Fächern fehlte es mir unläugbar gänzlich. Als ich an unsre Pforte kam, trat gerade der Etatsrath ***, der Walter's Arzt war, heraus, um in seinen Wagen zu steigen. So wie ich ihn gewahr ward, faßte ich den Entschluß, ihn zu fragen, da ich überdieß mit ihm persönlich bekannt war, um seine aufrichtige Meinung hinsichtlich Sophiens. Um allem Verdacht zu entgehen

und ihn überdieß um so mehr zur Offenherzigkeit zu bewegen, fragte ich ihn im Namen meiner Mutter, die, wie ich ihm versicherte, ganz besonders Antheil an ihr nähme, und bei Sophiens häufigen wiederkehrenden Krankheitszufällen von Furcht beunruhigt würde. Er gab mir zuerst eine ausweichende Antwort, aber da ich ihm erklärte, daß er keinen Grund habe, die Wahrheit zu verbergen, sagte er mir seine Meinung unverhohlen. Es ist überdieß eine Erfahrung, die sich oft bestätigt, daß Aerzte, wenn sie sich verpflichtet finden, eine ungünstige Ansicht von einer Krankheit den nächsten Angehörigen zu verschweigen, denen sie im Gegentheil gute Hoffnung einflößen, um so geneigter sind, ihre aufrichtige Meinung Leuten zu entdecken, die in entfernterer Verbindung mit dem Kranken stehen. Trifft nun ein Unglück ein, so haben sie durch diese Politik ihre Ehre gerettet. Der Etatsrath sagte mir nun, daß Sophie an einem organischen Fehler des Herzens leide, oder mindestens an einer Hinneigung zu einer Herzenskrankheit, die in dem Alter, worin sie jetzt stehe, sich zu entwickeln anfange, daß von Seiten der Arzneikunst wenig gethan werden könne, um ihr entgegen zu arbeiten, und daß sie des Mädchens Tod frühzeitig herbeiführen werde. Indessen fügte er hinzu, sei es nicht unmöglich, daß ihr jetziger Zustand ihn täusche, man dürfe wohl nicht unbedingt ein völlig bestimmtes Urtheil fällen — darauf drückte er mir die Hand und fuhr ab.

Trotz Allem, was ich vorher gesagt habe, muß ich doch gestehen, daß diese Unterredung mich in eine fürch-

terliche Stimmung setzte. Es ist gräßlich, einen Menschen sorglos am Rande eines Abgrundes gehn zu sehn; man kann nicht umhin zu denken, von wie vielen Seiten doch das Schicksal unmerklich unser zeitliches Glück untergraben kann. Ich weiß nicht, daß ich jemals so niedergeschlagen war als damals, wo ich jenes harte Urtheil durch eine höhere Instanz bekräftigen hörte. Statt hinauf zu gehen, kehrte ich wieder um. Es schneite stark, und Alles um mich her trug dazu bei, meine üble Laune zu verstärken; der ferne einförmige Schall des Schlittengeläutes und des Peitschenknalls, der jämmerliche Ruf der Torfbauern, trieb mich auf den Wall, aber es währte nicht lange, so ward ich von einer Schildwache zurückgewiesen, weil es schon nach dem Zapfenstreiche war. Ein Leiermann spielte ein Stück einer Romanze, ich folgte ihm nach und mußte lange gehn, ehe ich ihn das Stück vollenden hörte — die Poesie des Lebens ist so sparsam eingestreut in die ungeheure Masse von Prosa. Endlich stand er still vor einer erleuchteten Zimmerreihe und spielte — Weber's letzten Walzer. Die langen rothen Vorhänge wurden auf die Seite gezogen, ein junges Mädchen öffnete das Fenster und warf ihm Geld hinaus. Ich sah einen zierlichen jungen Herrn hinter ihr stehn, er war ihr so nahe, daß er gewiß seinen Arm um ihre schlanke Gestalt gelegt hatte. Sonderbar, daß auch dieß mir widerlich war, und noch sonderbarer, daß ich Sophiens Züge in dem Gesichte der jungen Dame zu erkennen glaubte.

Ich ging nach Hause. Auf der Treppe hörte ich

schon, daß das Fortepiano gespielt wurde, ich schloß daraus, daß es dunkel in der Stube sei und ging hinein. Ich sah ein weibliches Wesen am Fenster sitzen, und eines am Instrument — es waren meine Schwestern, meine Mutter lag auf dem Sopha. Ich setzte mich leise zu ihr hin und erzählte ihr Wort für Wort, was der alte Arzt mir sagte, da ich ihn in ihrem Namen gefragt hatte. Als ich fertig war, hörte ich, daß die Töne des Instruments verstummten, und daß die Thüre ging. „Wer war das?" fragte ich.

„Es war Sophie," antwortete meine Schwester.

„Sophie?!" rief ich erschrocken. — „Ja," antwortete meine Schwester, „sie weinte."

Jetzt erst erwachte meine Mutter; sie hatte kein Wort von dem gehört, was ich sagte. —

Jeder wird wohl fühlen, wie unsäglich betrübend dieser Zufall für mich sein mußte; daß er meiner Mutter viele Thränen kostete, schäme ich mich nicht nur für das Geringste dabei anzusehen. So unglücklich wie dieß mich damals machte, eben so oft habe ich mir später diese Unbedachtsamkeit vorgeworfen, die so schlimme Früchte trug. Ich war in Verzweiflung, und wußte auf nichts zu kommen, wie ich mich bei dieser Sache benehmen sollte, die, wie ich mir vorstellte, den schrecklichsten Eindruck auf die ganze Familie des Majors hatte machen müssen. Ich sah im Geiste, wie Sophie weinend hinunter gekommen war, wie sie den Eltern das Todesurtheil mitgetheilt hatte, das über sie gefällt

war, wie dieß nicht nur sie Alle zur Verzweiflung gebracht, sondern auch gegen ihn, den Zerstörer ihres Glückes, empört hatte — und ich hatte es sein müssen, der ihr ein so unglückliches Schicksal prophezeite! —

Es verliefen mehrere Tage, ehe Sophie sich wieder bei uns sehen ließ, und ich hatte nicht den Muth, sie aufzusuchen, damit es zu einer Erklärung komme. Ich wußte bei Gott nicht, wie ich meinen Fehler entschuldigen sollte und was konnten auch alle Entschuldigungen nützen, da ich ihn nicht gut zu machen im Stande war. Wie ein Dieb schlich ich mich die Treppe auf und nieder, beständig in Angst, einem von der Familie zu begegnen. Endlich traf ich Sophien wieder unvermuthet eines Abends bei den Meinigen; sie war aufgeräumt, und es ließ sich nicht verkennen, daß sie sich bemühte, uns den Glauben einzuflößen, sie habe Nichts gehört; aber ich bemerkte doch, daß sie verlegen ward, als sie mich eintreten sah. Ich weiß indeß nicht, wer von uns Beiden am meisten verlegen war. Was dagegen ihre Familie betraf, so überzeugte ich mich bald, daß keiner derselben das Geringste erfahren hatte. Selbst bei Sophien glättete die Zeit bald den ersten ungünstigen Eindruck so aus, daß ich beinahe glauben mußte, sie lege nicht viel Gewicht auf die Aeußerung des Etatsrathes; und die Sterne des winterlichen Himmels sahen uns oft wieder am Fenster in derselben Vertraulichkeit, die mir noch lieber wurde, da ich die Ruhe bewundern mußte, mit welcher sie einer Unglück drohenden Zukunft entgegensah. Ich erhielt bald Gelegenheit, inne zu werden,

welche Wirkung so viel Schönheit und Liebenswürdigkeit auf mich gemacht hatte.

Der Winter war schnell verlaufen, der Frühling hatte ihn vertrieben, und die Sommersonne war grade im Begriff, über beide zu triumphiren, als wir eines Abends in den letzten Tagen des Mais einander Lebewohl sagten, weil sie zugleich mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern am nächsten Morgen früh die Stadt verlassen wollte, um nach Brägnerup in Fünen zu reisen. Ich hatte nie zuvor so deutlich wie diesen Abend in ihren Augen gelesen, ich glaubte den Gedanken zu verstehen: „Du vergissest mich gewiß, und wir sehen vielleicht einander nicht mehr," und ich glaube, daß ich mich nicht irrte. In stillem Herzen that ich die heiligsten Gelübde; mündlich hatte ich nur der Frau Walter versprochen, sie im Laufe des Sommers zu besuchen. Daß ich dieß Alles ehrlich meinte, dafür wird man in der Folge den gültigsten Beweis finden. Als sie am nächsten Morgen um fünf Uhr abreisten, war ich auf; ich hörte Sophiens Stimme auf der Treppe und sah sie in den Wagen steigen. Ich spazierte langsam die Gasse hinunter, als der Wagen aus dem Westthore rollte, und nicht lange nachher stand ich auf der Friedrichsberger Anhöhe, beschienen von der freundlichen Morgensonne und sah grübelnd hinaus über die flache Landschaft, die die Natur grade uneben genug gemacht hatte, um mein fliehendes Glück zu verbergen.

Was ich in der ganzen folgenden Zeit von Sehnsucht und von dem peinlichen Gefühle der Leere litt,

wird Jeder, der mich damals kannte und mir meine düstre Melancholie vorwarf, bezeugen können. Wie oft die untergehende Sonne mich einsam und gedankenvoll auf dem Wege gefunden hat, den ich an dem erwähnten Morgen wanderte, bin ich wirklich nicht im Stande zu berechnen; aber die seltsame Gewalt, die mich beständig hinaustrieb nach derselben Richtung, bewies mir deutlich genug, was die Quelle meines Kummers war, aber zeigte mir zugleich das Mittel, das ich zu wählen hatte, um ihn zu heilen. Wir waren noch nicht weit im Julius, als ich von meiner theuren Familie Abschied nahm und nach Fünen reiste. Es war eigentlich das erste Mal in meinem Leben, daß ich ordentlich auf das Land hinauskam; wir hatten keine näheren Verwandten oder Freunde in irgend einer Provinz, und ich muß deßwegen gestehen, daß ich bisher ungemein zufrieden gewesen war mit der Ländlichkeit, die man auf der Esplanade genießt oder auf der Langen Linie und, wenn es hoch kommt, in Charlottenlund oder im Thiergarten, und mir schien, ich schäme mich es zu sagen, das Land grade am angenehmsten zu sein, wenn man damit das vereinigen konnte, was die Hauptstadt charakterisirt, und namentlich, wenn man es beständig in Gemeinschaft mit Kopenhagens feiner Welt genießen konnte. — Ja es schien mir sogar, daß es ein wirklicher Verlust sein werde, die Stadt einen Monat lang zu entbehren, und daß mein feiner kopenhagischer Ton bald etwas leiden, oder wenigstens nicht zunehmen werde, wenn ich mich von der civilisirten Welt entferne. Aber ich kannte

das Land damals nicht, und ich war damals nicht verliebt — in einen Andern als in mich selbst. Sobald ich es nun aber kennen lernte, bezauberte es mich auch in dem höchsten Grade, und meine Ankunft auf dem Gute machte zumal einen sehr lebhaften Eindruck auf mich. Ich kann deshalb jetzt nicht umhin, über das Landleben der Kopenhagner zu lachen; wenigstens so wie es die Meisten führen, ist es ein wahres Zerrbild. Sie miethen sich an einem Ort ein, wohin ihnen die Augen des ganzen Publikums folgen können, sie richten ihre ganze Wirthschaft ein, um gesehen zu werden, und wünschen auch Nichts weiter. Wie oft habe ich nicht in meinem Herzen gelacht, wenn ich auf den Strandweg hinausfuhr und sah — nämlich an den Tagen und zu den Zeiten, wo er besucht ist — wie die jungen Damen in elegantem modernen Anzuge Ring spielten im Hofe oder im Garten draußen vor dem Hause dicht an der Straße, oder wie kleine verkünstelte Kinder in Schäfertracht umherliefen, — wenn die Straße nicht belebt ist, sieht man sie nicht. Aber es ist doch eine Variation, mit der Ländlichkeit zu kokettiren, und es wäre Sünde, ihnen dieß Vergnügen zu mißgönnen. Was mich betrifft, so muß ich mich dagegen erklären, daß sich Ländlichkeit antreffen läßt, so lange man die Thürme von Kopenhagen noch vor Augen hat.

Ich war in Fünen angekommen und wandte eines Abends gegen Sonnenuntergang von der Landstraße nach Odensee mich in einen Seitenweg und rollte bald in ein großes eisernes Thor hinein zwischen zwei hohen

Steinpfeilern, welche die Grenze des Gehöftes bezeichneten. Die Landleute waren grade im Begriff, Raps einzufahren, so daß das Erste, dem mein Auge begegnete, das geschäftige Ernteleben war in aller seiner Glorie, mit Gesang und Fröhlichkeit, vermischt mit dem gemessenen Schlag der Dreschflegel auf dem ausgespannten Segel, und schattirt mit Schaaren von weißen Hemdstauen und rothen Leibchen. Zu dem Hofe hinauf führte ein langer Gang von dunkeln Kastanienbäumen, mit tiefen Spuren in der weichen Erde, die von der Sonne oder vom Winde gedörrt war; am Ende desselben kam ich zu den Außengebäuden mit weißen Mauern und getheerten Balken, und fuhr über eine ländliche steinerne Brücke durch ein niedriges Thor einer Scheune in den großen Meierhof hinein. Ich hatte diesen für das Sommerwohngebäude der Herrschaft gehalten, sah jetzt aber erst das rothe Dach des Hauptgebäudes, das an den Wald stieß und über ein niedrigeres Gebäude hervorragte, aus dessen hochangebrachten vergitterten Fenstern das Geräusch einer Buttermaschine das Erste war, das mich begrüßte und freundlich und gemüthlich auf mich wirkte, der ich bisher das Land nur von seiner müßigen Seite kannte. Durch ein blau angestrichenes Gitter fuhr ich in den eigentlichen Hof hinein, und hielt vor der breiten Steintreppe, welche auf beiden Seiten mit Spalierbäumen besetzt war, und welche auf den offenstehenden Zwischengang führte, durch den ich auf der andern Seite des Hauses den Grasplatz sah mit der vergoldeten Sonnenuhr, die gegen den dunkeln Hinter-

grund von den Bäumen und Büschen des Gartens prahlend abstach. Ich zweifle nicht, daß das, was ich hier beschrieben habe, sehr einfach ist, und daß viele von meinen Lesern schönere und prächtigere Orte kennen, aber mir kam es hier unendlich schön und freundlich vor; es hatte für mich so etwas Auffallendes, hier einen so lebhaften Aufenthalt anzutreffen, nachdem ich so lange auf einsamen Wegen gefahren war, und selbst etwas Ehrfurchtgebietendes, wenn ich daran dachte, daß dieß der Herrensitz eines alten und ehrwürdigen Geschlechtes sei, dessen Wappen noch ausgehauen stand in einem großen Stein über der Thür, zugleich mit einer halbverwitterten Inschrift.

Ein Knecht kam auf Holzschuhen gesprungen, deren Schall in den fernen Scheunen wiederhallte, setzte einen Tritt an den Wagen und bald stand ich in dem Wohnzimmer mitten unter der Walterschen Familie. Der Major war in Kopenhagen; die übrige Familie empfing mich sehr freundlich, und Sophie ließ es sich fast deutlich merken, daß meine Ankunft sie angenehm überrascht habe. Es wunderte mich, daß ihre Mutter nicht darauf zu achten schien, denn ich glaubte damals, der Unterschied zwischen Land- und Städtleben zeige sich bloß in der veränderten äußeren Umgebung, aber ich machte bald die glückliche Entdeckung, daß auch die Menschen auf dem Lande anders sind und die Art des Umgangs weit freier und natürlicher, aber deßwegen ist ein solcher Aufenthalt auch weit gefährlicher für einen Menschen in meiner Lage. Es ist ein sehr vernünftiger Rath, wer

ihn auch zuerst gegeben haben mag, daß ein Kopenhag=ner sich ja nicht auf dem Lande verlobe, denn da trägt Alles dazu bei, ihm das Bischen vernünftiger Ueberle=gung zu rauben, das er sonst vielleicht besitzt. Die Umgebungen machen ihn schwärmerisch und zugänglich für weichere Gefühle, und diese gewinnen um so leichter die Herrschaft über ihn, wenn er, wie es bei mir der Fall war, keine eigentlich ernste Beschäftigung hat. Diese Erfahrung hatte ich Gelegenheit bei mir bestätigt zu finden, aber sie konnte mir von keinem Nutzen sein; denn derjenige, dem eine solche Zuneigung folgt von der Stadt auf das Land, und vom Lande zurück wieder zur Stadt, der kann mit Ruhe sich ihr hingeben — und das that ich grade mit Leib und Seele.

Des Morgens, wenn ich aus meinem Zimmer hinunter kam, traf ich täglich Sophien allein beim Theetisch in ihrem Morgenkleide mit einer einfachen kleinen Bobinetshaube mit schmalen Streifen und hell=blauem Bande unter dem Kinn, und ich ward jeden Tag von Neuem entzückt von diesem Anblick. Wenn der Thee getrunken war, lockte ich sie in den Garten hinunter, um auf dem Grasplatze Ring zu spielen, und nach diesem Kinderspiel zog ich sie mit mir durch die entferntesten Gänge des Gartens. Vormittags ritt ich oft aus, und tummelte dann mein Pferd mit so vielem Anstand wie möglich in dem Hof, denn ich wußte, daß der Hufschlag auf der Steinbrücke sie an ihr Kammer=fenster locken würde, und wenn ich um die Ecke wandte, konnte ich unbemerkt mit einem flüchtigen Blicke mich

überzeugen, daß sie mir mit den Augen folgte. Aber Abends insbesondere,

> Wenn hinter den Wald die Sonne sinkt,
> Und die Schatten so lang dann werden —

führte ich sie fort, bisweilen durch Bitten, bisweilen durch List, und waren wir erst durch das Gartenpförtchen, so kehrten wir oft nicht eher zurück, als bis der Mond in allem seinem Glanze am Himmel stand. Man sieht hieraus, daß ich die erwünschteste Gelegenheit von der Welt hatte, mich heimlich zu verloben — und doch geschah es nicht.

Eines Abends, als es noch so zeitig war, daß die Sonne hoch überm Walde stand, folgte ich ihr hinaus durch die Gartenpforte, durch welche sie ging, ohne anzuhalten, obgleich sie sonst hier still zu stehen pflegte, um damit anzudeuten, daß wir umkehren müßten; ich konnte nicht umhin, darüber zu lächeln, sie lachte auch, und wir gingen darauf weiter. Diesen Abend war sie verstimmt; des Pachters Frau, eine recht hübsche, blühende kleine Person in ihren besten Jahren, war denselben Morgen gestorben. Ich suchte sie aufzumuntern mit aller scherzhaften Laune, die ich von Natur nur besaß, aber es machte kein Glück, nicht als ob ich es nicht verstanden hätte, aufgeräumt zu sein, sondern vielmehr weil die Natur in ihrer verwünschten wehmüthigen Abendstille meinem Versuche mit jener unüberwindlichen Macht entgegenarbeitete, welche sie über jedes bekümmerte Gemüth ausübt. Es währte deßhalb nicht lange, so leitete ich die Unterredung selbst auf das traurige

Kapitel in der Geschichte des Landgutes hin, über welchem die Sonne noch nicht untergegangen war. Ich läugne nicht, daß ich im Anfang eine Theilnahme heuchelte, die ich nicht fühlen konnte, da ich mit diesen Leuten noch nicht einmal gesprochen hatte; aber als Sophie anfing davon zu erzählen, ging ihrer Stimme wundersamer Klang mir wirklich vielleicht mehr zu Herzen, als die Sache selbst, und ich merkte bald, wie viel Interesse sie hatte für die junge Frau, und wie sehr sie wünschte, daß ich Theil daran nehmen möchte. Sie erzählte mir, daß die Verstorbene eine Tochter des Müllers auf Lönholdt's Mühle war, der schon von ihrer frühesten Jugend an sie tyrannisirt und sie zuletzt gezwungen hatte, obgleich sie mit dem Schützen vom Gute verlobt war, den Pachter zu heirathen, der etwas Vermögen hatte, aber übrigens für einen schlechten Menschen gehalten wurde. Sophie war den Abend vor ihrem Tode bei ihr gewesen, und es hatte sie befremdet, daß ein Mensch mit so großer Zufriedenheit seine Auflösung erwarten konnte. Sie hatte gewissermaßen ihren letzten Willen in Sophiens Hand niedergelegt, indem sie auf das neugeborne Kind zeigte, das in der Wiege lag, mit den Worten: „Wenn das Fräulein im Sommer herüberkommt, so sehen Sie wohl nach, daß das kleine Kind keine Noth leidet, und wenn das Mädchen größer wird, müssen Sie mit ihr auf den Friedhof gehn und ihr ihrer Mutter Grabkreuz zeigen."

Als Sophie diese trauervolle Erzählung geendigt hatte, waren wir mitten in den Wald gekommen und

standen grade auf einer Anhöhe, die rundum von dem hohen Buchenhain begrenzt war; nur vor uns, wo die Höhe ein langes Stück schräg niederging, befand sich ein ganz offner Platz, bepflanzt mit zarten Tannen, aus deren Mitte ein alter, nackter, abgeschälter Baumstamm in die Höhe ragte mit einem Storchnest in den dürren Zweigen. Die Sonne stand just an der Seite der Bäume und vergoldete die Wipfel, während der ganze untere Theil des Waldes dunkel war. Da, wo wir standen, fielen die Sonnenstrahlen noch grade auf uns, Alles war still umher, und nur einige stumme Vögelchen schlüpften durch das Laub und suchten ihre Nester. Ich stand still, Sophie hielt auch an und lehnte sich an einen Baum, welcher schräg heraushing über den Rand des Hügels, und während sie starr hinblickte auf den dunkeln Wald und den gefärbten Himmel, sah ich, wie die letzten Sonnenstrahlen in ihren Augen spielten. Sie wandte sich mit einem halb wehmüthigen Lächeln zu mir und sagte: „Ist es nicht gut, daß die junge Frau Sie nicht gekannt hat; Sie hätten vielleicht die Ueberzeugung bei ihr erschüttert, welche sie dahin brachte, ein schweres Schicksal mit Ruhe zu ertragen und mit Heiterkeit zu sterben."

„Wie so?" fragte ich.

„Sie sind es ja, der mir einbilden wollte, daß es keine Unsterblichkeit gebe."

„Ich? — Ich habe keinen Augenblick geläugnet, daß es Unsterblichkeit giebt, ich habe nur gesagt, daß

sie nicht von der Art ist, daß man seine Persönlichkeit behält und das Bewußtsein von seinem früheren Zustande. Und ich habe in der That keinen Grund, mir es anders zu denken."

„Gott bewahre uns! Das ist ja so gut wie Nichts."

„Und doch kann es nicht anders sein. Es würde zu betrübt sein, an eine solche Seelenwanderung zu glauben. Wir müssen uns ja darüber freuen, daß das Geistige und Vernünftige in uns in die Natur übergeht, woher es gekommen ist. Es ist der alte heidnische Mythus von dem Gotte der Zeit, dem grausamen Saturn, der alle seine eignen Kinder verschlang."

„O Gott! — Das ist ein elender Trost. Das ist ja dasselbe, als ob man ganz vernichtet würde, denn ich, Sophie Walter, höre doch auf zu existiren."

„Ja, wenn Sie so wollen" . . .

„So ist auch keine Gerechtigkeit unter der Sonne, und auch nicht über ihr," unterbrach mich Sophie mißmüthig.

„Warum nicht?" fragte ich.

„Nicht gegen den, der früh sterben muß," antwortete sie langsam; „so ist es in der That ein hartes Urtheil, das Sie über mich Arme gefällt haben."

Das war das erste Mal, daß wir auf dieß fatale Kapitel gekommen waren; ich fühlte, daß das Blut meine Wangen färbte, und ich sah, daß die Sonne sich

in zwei klaren Thränen in ihren Augen badete. Ich vermochte nichts darauf zu antworten.

„Sie haben vielleicht geglaubt," fuhr sie fort, „daß ich nicht die Prophezeiung hörte, die Sie eines Abends im Winter über mich aussprachen. Aber ich hörte sie leider Wort für Wort, und ich war so kindisch, daß ich darüber weinte. Sie hat mir manche bittere Thränen gekostet."

„Sophie, Sie müssen mir das nicht vorwerfen, ich sagte ja nur" . . .

„Ihnen? Nein, Ihnen werfe ich es ja nicht vor. Ich werfe es nur meinem Schicksal vor, ich werde so ungern sterben."

Sie wandte sich um und ging den Hügel hinab. Ich folgte langsam hinter ihr drein, und sah, daß sie ihr Tuch zu den Augen führte. Es war ein unendlich peinlicher Auftritt für mich. Ich ging zu ihr hin und sagte: „Sophie, ich bitte Sie, nicht mehr mit mir davon zu sprechen. Ich reise bald ab; Sie müssen mir nicht die letzten Tage verbittern, indem Sie mich an Etwas erinnern, das mir vielleicht noch schmerzlicher ist als Ihnen."

Sie sah mich beinahe verwundert an. „Aber wann reisen Sie denn?" fragte sie.

„Einen der nächsten Tage," antwortete ich.

„Und wir sehen einander gewiß nicht so bald

wieder," fuhr sie fort, „denn mein Vater hat beschlossen, daß wir auch im Winter hier bleiben."

„Das weiß ich," sagte ich mit einem Seufzer, „wir kommen wohl nicht mehr dazu, an den Winterabenden in Kopenhagen am Fenster zu sitzen."

„Und wenn Sie in ein paar Jahren wieder herkommen," sagte sie mit leiser Stimme, welche mich gewaltig ergriff, „so ist Ihre Prophezeiung wohl in Erfüllung gegangen. Wollen Sie dann an mich denken und den Kirchhof besuchen und den Leichenstein besehen, auf welchem steht: Sophie Walter. — Es ist doch ein wunderlicher Gedanke, daß man vielleicht in ganz kurzer Zeit verlassen und vergessen in der feuchten Erde liegen soll, abseits in einem Winkel unter der rothen Kirchenmauer."

„Sophie," sagte ich im Tone des Vorwurfs, „ich glaube wirklich, daß Sie eine Freude daran finden, mich mit meinen eigenen unglückseligen und oft bereuten Worten zu peinigen. Wenn Etwas mich zur Verzweiflung bringen kann, so sind Sie es, wenn Sie so sprechen."

„Lassen Sie mich nur noch um Eins bitten," fuhr sie fort. „Sie sagten selbst, daß die Pächterin mich zum Vormund ihres Kindes eingesetzt hat. Wenn ich — es nicht sein kann, wollen Sie dann wohl einmal, wenn Sie hieher kommen, das kleine Kind auf den Kirchhof mitnehmen und zu ihr sagen: Hier liegt deine Mutter — und dort liegt deine Vormünderin." —

Sie schwieg. Ich weiß wirklich nicht, ob sie dieß sagte, um mich zum Weinen zu bringen, oder ob es wirklich Gewissenhaftigkeit war bei der ihr auferlegten Pflicht, die ihr diese Worte eingab, aber sie sah mit einer so unbeschreiblich betrübten Miene zur Erde nieder, daß ich nichts Anderes glauben konnte, als daß es das Ereigniß dieses Tag sei, das diese melancholische Laune bei ihr hervorgerufen habe. In diesen Augenblicken stürmten alle früheren Erinnerungen vom Confirmationstage bis zu unsern Abendunterhaltungen auf mich ein, und ich war nahe daran, sie in meine Arme zu fassen und zu sagen: „So sollst Du auch meine sein für die kurze noch übrige Zeit.“ — Aber ich that es nicht.

„Wunderliches Mädchen!“ sagte ich. „Sophie, ich verspreche es Ihnen.“ — Ich ergriff ihre Hand, und wir sahen einander in die Augen. —

Wir kehrten nun nach Hause, Beide sehr ernst und in der ungewöhnlichsten Stimmung. Als wir an die Gartenpforte kamen, und ich die Thür für sie offen hielt, während sie auf ihren leichten Füßen hindurchhüpfte, sah sie sich verlegen nach der andern Seite um.

Als wir in das Wohnzimmer kamen, war der Major aus Kopenhagen da und Alles voll Freude über seine Ankunft. Nur Sophie behielt dasselbe ernste Gesicht, und ich dachte mit Don Carlos:

> Die schönen Tage in Aranjuez
> Sind jetzt zu Ende, Eure Königliche Hoheit!

Zwei Tage nachher reiste ich frühmorgens ab und

sah des Landgutes rothe Dächer in einem dicken Nebel verschwinden, der wie ein Schleier den Schauplatz meiner letzten bezaubernden Erinnerungen verbarg. —

Als ich nach Kopenhagen zurückkam, kehrte auch meine üble Laune mit erneuter Kraft zurück; Bälle und andre gesellschaftliche Zerstreuungen machten mir kein Vergnügen mehr, und wenn ich mit meinen Freunden und Kameraden zusammenkam, ward ich gewöhnlich nachdenklich in aller Lustigkeit, welche mich umgab; ich nahm keinen Theil daran, und war nur Zuhörer, und selbst das oft nicht einmal. Aber ich ergriff unter diesen Umständen die vernünftigste Partie — ich war fleißig.

Indessen hatten Major Walters ihr Quartier in Kopenhagen noch nicht aufgesagt, und ich hörte, daß die Familie kommen würde, um es noch auf einen Monat gegen Neujahr zu bewohnen und dann von der Hauptstadt und ihren Freuden Abschied zu nehmen. Am siebenten December kamen sie denn auch wirklich, und Sophie mit ihnen. Ich war unbeschreiblich froh, sie wiederzusehn, und alle unsre früheren Auftritte aus der verflossenen Zeit wiederholten sich aufs Neue. Aber diese Freude währte nicht lange. Einige Tage nach Neujahr hatte der Major einen Ball veranstaltet, der eine Art von Abschiedsfest für Sophiens sämmtliche Freundinnen sein sollte, und dazu war ich mit den Meinigen auch eingeladen. Sophie war an dem Abend ganz allerliebst, und wenn ich in der Folge an sie dachte, schwebte sie mir immer in ihrem hübschen Ballanzug vor. Sie hatte ein weißseidenes Kleid an mit einem Korsetleibchen, das

vorn in eine Spitze hinunterlief und geschnürt war, lange, weiße, klare Aermel, welche die kurzen seidnen Aermel bedeckten, das Haar war zurückgestrichen, nur einige weiße Perlen hineingeflochten. Sie glich auffallend einem hübschen kleinen Kupferstich, den ich besitze und der Fräulein Lucie, die Braut von Lammermoor, vorstellt. Sie war unläugbar das schönste Mädchen auf dem Ball, und in meinen Augen das schönste Mädchen von der Welt, und meine Neigung zu ihr näherte sich an diesem Abend dem Höhenpunkt. Ich war natürlicherweise zu spät gekommen, um mit ihr einen Tanz machen zu können; denn, wie bekannt, ist die Tochter des Hauses allemal vom Anfang des Balles für alle Tänze aufgefordert. Ich war ziemlich ärgerlich darüber, aber da sie nach Tische nicht mehr tanzen durfte, hatte ich das Glück, eine Stunde mit ihr im Cabinet zuzubringen, wo ich sie, zu meiner Gunst, eine Menge Aufforderungen abschlagen hörte, welche von allen Seiten auf sie eindrangen, zumal von einigen jungen stattlichen Officieren vom Regiment ihres Vaters. Wir sprachen sehr ernsthaft über die bevorstehende Trennung und Sophie war wirklich betrübt darüber. Während des Gespräches saß sie und pflückte an einem ihrer Handschuhe, so daß er endlich einen Riß bekam.

„Was hat nun der arme Handschuh gethan," fragte ich, „daß Sie ihn so mißhandeln? Geben Sie mir ihn lieber, wenn er doch einmal geopfert werden soll! Ich werde ihn als eine Erinnerung behalten, wenn wir getrennt werden sollten."

Sie sah mich verlegen an; ich sah deutlich, daß es das erste Mal in ihrem Leben war, daß Jemand eine solche Bitte an sie gethan hatte. Aber da ich die Hand danach ausstreckte, legte sie ihn darein und sagte: „So nehmen Sie ihn, aber versprechen Sie mir, ihn zurückzugeben, wenn Sie sich nichts mehr daraus machen.“ Indem war der Tanz vorbei, und verschiedene Gäste traten in das Gemach. Ich war noch so glücklich, daß ich ein paarmal mit ihr rundum walzen konnte; da wir mitten im Tanz standen, kam der Major zu ihr heran und sagte: „Es sieht nicht hübsch aus, Mädchen, mit Einem Handschuh zu tanzen, was hast Du mit dem andern gemacht?“

„Ich weiß wirklich nicht, Vater,“ antwortete sie, „wie er fortgekommen ist.“ Sie sah mich an, und ward blutroth im Gesicht; es war das erste Mal, daß ich ihr Mitschuldiger geworden war in einer Unwahrheit gegen ihre Eltern. Gott weiß, ob sie fühlte, wie wichtig der Schritt ist, welcher dazu führt.

Den nächsten Tag nach dem Ball war Sophie krank, und den zweiten Tag reiste sie ab, um ihren Aufenthalt für immer im Schatten der Fünenschen Wälder aufzuschlagen. Ich hob meinen weißen Alaunhandschuh sorgfältig auf, und er ist es, über dessen Geschichte ich meinen Lesern eine Erklärung schuldig war, die ich denn hiemit höchst vollständig und wahrhaft gegeben habe. —

Im nächsten Herbst hatten wir Umzug. Jeder Ko-

penhagner und jede Kopenhagnerinn, welche diese Zeilen liest, wird gewiß eine Saite in der Brust anklingen hören bei dem Laut der Worte: „Wir hatten Umzug." Es ist im geistigen Sinne dasselbe, als ob die Pflanze sagte: „Ich zerriß alle die tausend feinen Fasern meiner Wurzeln, welche in meiner alten wohlbekannten Heimath Schirm gefunden hatten, und womit ich mich an die Erdscholle festgeknüpft hatte, die mir eben so lieb war, wie dem Dichter, wenn er singt: „Da wo zum ersten Mal das Auge" u. s. w.

Ich nehme hier wieder meine Zuflucht zur Vergleichung des Menschen mit den geringer organisirten Wesen. Man weiß, daß die Lokomotivität oder willkürliche Bewegung eine von denjenigen Eigenschaften ist, durch welche sich der Mensch am meisten von ihnen unterscheidet: — Gott weiß, ich bin dem Schöpfer äußerst dankbar für die höheren Eigenschaften, welche er in uns gelegt hat, aber an dem Umzugstage war ich wirklich nicht weit davon entfernt, den armseligen Polyp zu beneiden — der die „zweiten Sekretärs" Rolle in der großen Rangordnung der Natur spielt, da er das unterste Glied ist in der Reihe der Thiere — und der Grund zu diesem meinem Neide war dieß, daß der Polyp sich in einem warmen Spalt einer Felswand festsetzt, und dort lebt und stirbt. Es ist freilich wahr, daß es manche Menschen giebt, besonders Männer, auf welche die Umgebung keine Wirkung thut, und welche sich nichts daraus machen, wo sie wohnen, ja es traf sich einmal, daß einer von meinen früheren Bekannten, ein Student, von dem

ich wußte, daß sein Wirth ihm aufgesagt hatte, weil er die Miethe nicht bezahlte, auf meine Frage, als ich ihm auf der Straße begegnete, wo er jetzt wohne? mir mit der heitersten Miene von der Welt antwortete: „Ich wohne gar nicht!“ — Und die Sache verhielt sich wirklich so; er lag nämlich des Nachts auf einem Sopha bei Diesem oder Jenem von seinen Bekannten und hielt sich bei Tage an öffentlichen Orten auf. Bei mir war ganz der entgegengesetzte Fall; meine Wohnung spielt eine sehr wichtige Rolle in meiner ganzen Existenz, und ich lebe mich allmählig in eine wirklich lebendige Verbindung hinein mit meinen leblosen Umgebungen. So wie das Sopha in meinem Zimmer stand, so wie die Sonne Nachmittags hineinstrahlte durch die dunkelrothen Vorhänge, wenn ich mit dem „Tagblatte“ oder der „Kopenhagner-Post“ in den Händen meinen Kaffee trank und meine Cigarre rauchte, so wie die Flamme des Stubenofens an der Wand spielte und in der Dämmerung den vergoldeten Rahmen eines Bildnisses von Poniatowsky beleuchtete, so und nicht anders setzte dieß Alles zusammen mich in eine gewisse behagliche, heimische Stimmung — und Alles dieß sollte nun anders werden. Es kam mir in der That sogar vor, als ob diese Veränderung in meine Persönlichkeit eingriffe, und als ob ich an dem bisherigen Aufenthaltsorte einen Theil meiner selbst zurückließe, und in den neuen wie ein andrer Mensch hinüberzöge. — Ich glaube in Wahrheit auch, daß ich einen beträchtlichen Theil alter Ideen und Erinnerungen dort hinter mir ließ; aber

eine wenigstens nahm ich mit in die neue Wohnung, und dieß war — das Bild von Sophie Walter.

Am Abend des Umzugstages verließ ich also die Friedrichbergsgasse und wanderte in schlechter Laune quer durch einen großen Theil der Stadt. Es war das gewöhnliche, wohlbekannte Umzugtagswetter mit dickem Nebel, der sich wie kleine feine Wasserperlen in mein Haar und auf meinen guten neuen Hut niederließ. Strohhaufen waren auf den Gassen mit einer unsäglichen Menge Schmutz zusammengetreten, und in diesem Moraste wälzte sich ein Bauerwagen langsam nach der bekannten Weise: „Stroh, Stroh, Bettstroh!" In den kleinen Gassen, durch welche mich mein Weg führte, war ein gewaltiges Leben, Geschimpf und Gelärm, unaufhörlich klingelten die Glocken an den Thüren der Gemüsehändler und Speckhöker, und oft ward ich beim Arm genommen bald von einem alten Weibe, das mit einem Spinnrocken oder einem Kasseroll auszog, bald von Tagelöhnern mit Tragbahren und Geräthschaften. Schwärmerischen Ideen kann man nicht nachhängen, wenn man so von dem Wirrwar der irdischen Jämmerlichkeit umgeben ist; ich vergaß alles Andre, und war nur ärgerlich in meinem Sinne; und Niemand wird wohl läugnen, daß es ärgerlich ist, wenn man, ungeachtet man sich zu denen zählt, welche die Adreßzeitung in ihrer Umzugsmoral anredet mit dem hochtrabenden Vers: „Gedenke, wer in Ruhe lebt und in Gemächlichkeit," u. s. w., — sich doch nicht sichern kann vor der Berührung mit all der Plackerei, die mir wenigstens so höchst zuwider ist.

Aber das ist nun einmal Etwas, das zu den Privilegien der Bewohner der Hauptstadt gehört.

Ich kam indeß dem künftigen Quartier näher, und das Erste, was mir ins Auge fiel, war mein Bett, das ich im Thor stehen fand. „Mit dem steht es wohl noch in weitem Felde,“ sagte ich zu dem Bedienten meiner Mutter, der daneben stand. — „Nun ja,“ antwortete er, „es geht noch an.“ — Angenehme Aussichten! dachte ich. Dann ging ich hinaus auf die Straße und sah mir das Haus an, das ganz hübsch, und von oben bis unten erleuchtet war. Ich wandte mich wieder um und fragte den Menschen, wer sonst in dem Hause mit uns wohnte, denn dergleichen kann man von den Dienstboten erfahren.

„Unten wohnt der Wirth,“ antwortete er, „über uns wohnt ein Seeofficier und unter uns eine Baronesse.“

„Eine Baronesse sagst Du? Auf dem ersten Saal? Und kein Baron?“

„Nein, kein Baron,“ antwortete indem eine feine Stimme ganz leise hinter mir, und als ich mich umwandte, sah ich zwei kleine weibliche Gestalten in Mänteln und Hüten, welche vor mir vorbeirauschten und die Treppe hinaufeilten. Neugierig lief ich nach, ich hörte schon oben eine Klingel, und als ich auf den ersten Saal kam, stand die Thüre zu einem Vorzimmer offen, wo eine Lampe brannte, und ich sah grade noch den Zipfel eines rothgewürfelten Mantels, der durch eine innere Thür verschwand. Ich hielt einen Augenblick an

und guckte hinein, erhielt aber zu gleicher Zeit einen mäßigen Stoß in den Rücken: — „Erlauben Sie, daß ich vorbei kann," hörte ich in einem ziemlich rauhen und unverschämten Tone. Ich trat zur Seite; ein Bedienter in einer dunkeln Livrée mit großen blanken Knöpfen und einer Kokarde auf dem Hute ging vorüber mit einem Korbe und einem Nähbeutel am Arm, trat ganz phlegmatisch in die offene Thür, machte sie hinter sich zu, und ließ mich in der Dunkelheit auf der Treppe stehn. — Vermuthlich ein Diener der Baronin, man kennt diese Art von Leuten an ihren Manieren. Das war also mein Eintritt in die neue Wohnung, mein erster Eintritt, und ich hatte schon Bekanntschaften gemacht. Es ist doch gewiß und wahr, daß der liebe Mensch in der Welt hinziehn kann, wohin er will, so trifft er gleich Freunde.

Ich fand die Meinigen auf einem ungenügenden, mitleidswürdigen, gardinenlosen Feldfuß. Ich muß noch erzählen, daß ich schon denselben Abend das Glück hatte, meine Bekanntschaft mit dem Personale des Hauses zu erneuern. Der oben erwähnte Diener der Baronin Falkenberg fand sich nämlich mit einer Theemaschine voll kochenden Wassers ein, nachdem seine Herrschaft zuvor die Artigkeit gehabt hatte, meine Mutter fragen zu lassen, ob sie irgend eine Hülfe dieser Art wünsche. Wir sahn einander an — Gott weiß, ob er mich wieder erkannte von unserm ersten Zusammentreffen. Meine Mutter kannte übrigens diese Leute gar nicht, von denen dieß also blos eine Aeußerung allgemeiner Auf=

merksamkeit war, die meine Schwester veranlaßte, an einem der nächsten Tage einen kurzen Dankbesuch abzustatten, ohne weitere Folgen für die Zukunft. Endlich war denn auch eine Art von Ordnung in den beiden Seitengemächern nach dem Hofe zu Stande gebracht, welche ich mit meinem Bruder bewohnen sollte; und als der Wächter Elf rief, wandte ich den Kopf nach der Wand, und schlief süß ein unter dem fremden Dache.

Mit diesem Wohnungswechsel war zugleich eine Veränderung bei uns eingetreten, die doch nicht so sehr eine Folge des Umzugs, als vielmehr die Ursache desselben war. Es ist schon früher erwähnt, daß sie hauptsächlich dadurch veranlaßt wurde, daß meine älteste Schwester sich verheirathet und das väterliche Haus verlassen hatte, um ihrem Manne nach einer Stadt im nördlichen Jütland zu folgen, wo er ein königliches Amt bekleidete. Es waren natürlicherweise von Seiten meiner Mutter unzählige Thränen beim Abschiede geflossen, ich selbst war aufrichtig betrübt darüber, obwohl es ihre eigene Wahl war und sie dadurch glücklich ward, auch, wie ich glaube, es noch ist und es zu sein Ursache hat. Aber in einer so kleinen Familie wie die unsrige war der Verlust eines Mitgliedes ziemlich fühlbar im häuslichen Leben, um so mehr, da sie die munterste von meinen beiden Schwestern war; so lange sie sich Beide in die häuslichen Geschäfte theilten, befand sich die Eine immer im Zimmer; jetzt dagegen mußte meine Schwester Johanne Alles besorgen, meine Mutter war

deßwegen viel allein, worein sie sich im Allgemeinen wohl gut zu finden wußte; aber wenn nun ein Besuch kam, mußte ich in der Regel zu Hülfe gerufen werden, um die Unterhaltung mit zu führen, wozu man mir ein ausgemachtes Talent zuschrieb. Man wird hieraus sehen, daß ich Recht habe, wenn ich sage, daß jede einzelne Person der Familie bei dieser Staatsumwälzung verloren hatte, und man wird sich nicht darüber wundern, wenn ich für meine Person darauf ausging, etwas in den örtlichen Verhältnissen aufzufinden, das mir eine Art von Erstattung bei diesem Wechsel geben könne.

Die Vortheile, welche die neue Wohnung darbot, waren indessen von der Art, daß sie leider eben nichts sonderlich Anziehendes hatten für einen Menschen in meinem Alter und von meiner Bildung. Wir konnten jeden Vormittag um halb Zwölf von unsern Fenstern aus die türkische Musik der Wachtparade hören, die allerdings besser klingt als die lärmende Trommel des Zapfenstreichs am Westthore, die bisher unsern täglichen musikalischen Genuß ausgemacht hatte. Die feine Welt sahen wir hier gewöhnlich vorbeispazieren, ja selbst bisweilen die königlichen Wagen mit Läufern und Fackeln, statt daß wir bisher uns gewöhnt hatten an die Bauer- und Flachshändlerwagen mit Eisenstangen — kurz, wäre ich ein Mädchen gewesen und dreizehn oder vierzehn Jahre alt, so wäre ich mit dem Wechsel gewiß äußerst zufrieden gewesen; aber ich war weder das Eine, noch das Andre, und also auch nicht das Dritte.

Ich hatte jetzt mein Gemach im Seitengebäude nach dem Hofe hinaus recht nett und gemüthlich eingerichtet, aber es war mir noch nicht eingefallen, den äußeren Gesichtskreis zu untersuchen. Mein Bruder dagegen, welcher Mittags von Eins bis Drei dort zubrachte, schien es nicht versäumt zu haben, sich von meinen Fenstern aus zu orientiren, und eines Abends in einer vertraulichen Stunde theilte er mir Alles mit, was er auf diese Veranlassung erfahren hatte. Er erzählte mir, daß man von hier in das Wohnzimmer der Baronin hinuntersehen könne, wo sie und die älteste Tochter sich aufhielten; die jüngste, welche noch in die Schule ginge, käme erst Mittags nach Hause, und dann kämen außerdem noch andre junge Damen, deren Bekanntschaft er auf dieselbe Weise gemacht habe.

„Sind die kleinen Baronessen hübsch?“ fragte ich ganz gleichgültig, da seine Berichte mich wirklich nicht sehr interessirten.

„Ja wohl,“ antwortete er; „der jüngsten bin ich zweimal auf der Treppe begegnet, sie ist allerliebst, aber sie ist noch nicht einmal funfzehn Jahre alt.“

„Grüßtest Du sie?“ fragte ich.

„Ja, das that ich,“ antwortete er sehr vergnügt, „und sie lachte mir zu. Es ist gewiß ein lustiges Mädchen. — Aber das Schlimmste ist, daß der Bediente ihr immer auf den Hacken ist.“

Ich schüttelte den Kopf und dachte bei mir: „Welcher Teufel plagt den Jungen!“ Aber ich sagte es

nicht, ich machte ihm vielmehr ein freundliches Gesicht, denn es freute mich doch, seine Beobachtungen zu vernehmen, und um so mehr, weil ich daraus abnehmen konnte, wer es gewesen sei, dessen Stimme ich in der Pforte gehört hatte am Abend des Umzuges. Es schien mir in der That, daß die Munterkeit, welche diese kleinen Geschöpfe haben mußten, recht pikant sei. Freilich, es waren nur Kinder, und ich konnte deßwegen kein weiteres Interesse an ihnen haben, aber Baronessen pflegen in der Regel etwas schneller zu wachsen, und ich muß überdieß offenherzig bekennen, daß ich stets eine gewisse Schwachheit für vornehme Damen gehabt habe. Das ist übrigens Etwas, was ich mir nicht als eine Eigenthümlichkeit zuschreibe, sondern was man im Gegentheil wohl allgemein findet; denn ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß eine Prinzessin ziemlich garstig und ziemlich unliebenswürdig sein, und doch als recht hübsch und recht aimabel gelten kann. Es ist der Rang, der einen gewissen Glanz über die übrigen Eigenschaften verbreitet, und dasselbe muß, natürlicherweise in einem geringeren Grade, bei Baronessen stattfinden.

Den folgenden Tag, als ich eben darauf wartete, zum Mittagsessen gerufen zu werden, stand ich am Fenster mit einem Buche vor mir, über welches ich mit gedankenlosem Blicke einmal hinüber nach dem Vorderhause stierte. Die Sonne schien hell in den großen Hof, und es traf sich gut, daß die Fenster der Baronin grade außerhalb vor der Linie lagen, welche

schräge vom Dach nieder bis zur Gasse gingen und den dunkeln Schatten begrenzten, den das Seitengebäude auf das Vordergebäude warf. Ich sah die beiden hochadeligen Damen, die Mutter und die älteste Tochter, mit ihrer Näharbeit beschäftigt; die Kleine saß am Fenster mit ihrem Stickrahmen, strich die Seitenlocken häufig hinter die Ohren und wandte sich oft nach der Mutter um, welche im Sopha saß weiter nach der Stube hinein — aber das war auch Alles, was ich sehen konnte. Sie sahen ein paarmal nach mir hin, so viel ich bemerken konnte, und wechselten bei dieser Veranlassung einige Worte — es schmeichelte mir natürlich ungemein, meine Person bemerkt zu sehen. Gegen drei Uhr trat die jüngste Tochter ein, sie lief sogleich zur Mutter hin, fiel ihr um den Hals und küßte sie, kam dann nach dem Fenster und fing an mit der Schwester zu sprechen, deren Aufmerksamkeit sie fesselte durch eine von lebhafter Gestikulation begleitete Erzählung. Während derselben hakte sie ihren Mantel am Halse auf und ließ ihn hinter sich auf den Boden fallen; eine Magd kam herbei und nahm ihn auf, und während dieser ganzen Scene konnte ich sehen an dem Halse der älteren Schwester, da sie den Kopf auf die Hand stützte und den Rücken gegen das Fenster kehrte, daß sie lachte, und die Baronin, welche das Nähzeug in den Schooß gelegt hatte, und einmal dabei den Kopf schüttelte, that dasselbe. Auf einmal fielen die Blicke der Erzählerin auf mich, der ich sie aufmerksam aus der Ferne betrachtete; nun brach auch sie in Ge-

lächter aus, wandte sich flugs um und eilte aus dem Gemach. Die Schwester nahm etwas verlegen ihre Arbeit wieder vor, die ganze Scene war gestört, und ich zog mich in mein Gebiet zurück. Meine neue Bekanntin hatte ein recht hübsches und lebhaftes Gesicht, aber sie sah sehr kindisch aus, und ich konnte meinem Bruder nicht eben Recht geben, daß sie so allerliebst sei, wie er sie gerne betrachtet wissen wollte.

Es ist recht unterhaltend, Leute so in ihrem häuslichen Leben zu beobachten, wo sie sich so ganz sich selbst überlassen, Leute, mit denen man sonst in gar keiner Berührung steht, und welche man jedenfalls sonst nur würde betrachten können durch den nebligen Dunstkreis der Gesellschaftsformen, wo die Strahlenbrechung so schwer zu berechnen ist, daß schon ein gehöriges Studium und praktische Uebung dazu gehört, um von dem Schein auf die Wirklichkeit mit Sicherheit zu schließen. Ich betrachtete es wie einen Roman, freilich nur eine Alltagsgeschichte, die sich darstellt in mehreren, vielleicht auch etwas einförmigen Gemälden, oder wie ein Schattenspiel an der Wand, und in diesem war meine kleine Freundin aus der Schule wirklich die beste Puppe, diejenige, welche mit dem meisten Leben und Ausdruck agirte — ganz im Gegentheil von Meister Jakels Manier, wo die Heldin, wie bekannt, die einzige des Personals in seiner Puppenkomödie ist, welche kein Glied rühren kann. Man wird es vielleicht unzart von mir finden, daß ich auf diese Weise nach und nach die Familie kennen lernte; aber theils konnte ich

mich dem nicht wohl entziehen, da unsre Fenster einmal diese Lage hatten, theils liegt das Unzarte, meiner Meinung nach, nur in der Anwendung, die man von einer so erworbenen Kunde macht; und in dieser Hinsicht habe ich ein reines Gewissen, selbst in diesem Augenblick, wo ich die kleine Geschichte auf das Papier werfe, und dem Publikum meine Beobachtungen mittheile.

Ich hatte hier also eine Art von Erstattung gefunden für das, was ich bei diesem Wohnungswechsel verloren hatte, und das ich deßhalb als etwas betrachtete, was mir die Gerechtigkeit des Schicksals gewährte. Es würde mithin unerkenntlich von mir gewesen sein, wenn ich es nicht benutzt hätte. Grade so wohnten ehemals Walters unter uns, Sophie war damals, als ich sie kennen lernte, in demselben Kindesalter wie die kleine Baronesse. Sie hatte mich gelehrt den großen Werth des kindlichen Alters zu schätzen, und wenn ich meine kleine Nachbarin sah, dachte ich oft an sie; es mußte wohl mehr der Contrast als die Aehnlichkeit sein, der meine Gedanken zu Sophien hinführte, aber am meisten geschah es wohl, weil sie auch ohne einen solchen Führer sich zu meiner ersten Liebe zurückwandten. Doch, ich hatte diese Erscheinungen täglich vor Augen, entweder mit den Farben der Wirklichkeit oder oft wie ein Schattenbild auf der Rollgardine, und das freundliche Verhältniß, worin diese kleine Familie gegenseitig lebte, machte mir mein Zimmer von Tage zu Tage reizender, so daß ich mit Wahrheit singen konnte:

Mir ist auf der Welt nichts lieber
Als das Stübchen, wo ich bin;
Denn es wohnt mir gegenüber
Eine schöne Nachbarin.

Die letzte Zeile möchte wohl eine kleine Verbesserung bedürfen, aber in der Hauptsache ist es doch dasselbe, und ich glaube nicht, daß ich meinen im buchstäblichen Verstande engen Gesichtskreis mit der herrlichsten Aussicht über den Wall und mit der Friedrichsberger Höhe vertauscht haben würde. —

Ich hatte eine Muhme, Josephine Marrey, deren Mutter eine Halbschwester war von meinem Vater und einen Kaufmann in Helsingör zum Mann hatte. Sie war ein halberwachsenes Mädchen und ein paar Jahre in einer Pensionsanstalt hier in der Stadt gewesen, wo sie sehr strenge gehalten wurde und nur hin und wieder einmal Erlaubniß erhielt, uns zu besuchen, aber sie mußte jedesmal Abends vor neun Uhr wieder zu Hause sein. Uebrigens hatten wir so gut wie Nichts mit ihr und ihrer Familie zu schaffen, nicht eben mehr, als daß meine Schwester für ihre Mutter Hüte und Mäntel nach der neuesten Kopenhagner Mode einkaufte, und daß meine Mutter es für ihre Pflicht hielt, einmal jährlich im Institut gegenwärtig zu sein, nämlich bei der Prüfung. Ich hatte stets geglaubt, daß ein Mädchen, das in einer Pension auferzogen wird, wo so strenge Maaßregeln herrschten, um die Pflegebefohlnen vor der Eitelkeit und der Verderbniß der großen Welt zu sichern, und wo besonders diese geistige und sittliche

Bildung so theuer bezahlt wird, ein wahres Muster von unverdorbenem Gemüth werden müßte, so daß die Eltern doch etwas gründliche Erstattung hätten für den Haufen von Verschrobenheit und Verkünstelung, den sie gewöhnlich mit in den Kauf nehmen müssen. Ich hatte in der That auch Josephinen für ein musterhaftes kleines Wesen angesehen, um so mehr als ihre Sittlichkeit mit der Zartheit und Sorglichkeit beaufsichtigt wurde, daß sie nicht einmal die Erlaubniß hatte, meine Begleitung anzunehmen, wenn sie Abends nach Hause gehn mußte; aber ich ward bald überzeugt, daß ich, wenigstens in Einer Hinsicht, mich geirrt hatte.

Eines Nachmittags, grade in dieser Zeit, besuchte uns Josephine. Ich kam kurz nach ihrer Ankunft nach Hause, und nach den ersten allgemeinen Begrüßungen und Redensarten ließ sie sich mit mehr Gesprächigkeit als gewöhnlich mit mir ein. Meine Schwester erzählte, daß sie unser ganzes neues Quartier in Augenschein genommen habe, und daß sie noch meine Zimmer zu sehen wünsche. Ich fragte, ob sie es für passend halte, das Zimmer eines jungen Herrn zu betreten, aber sie meinte, daß die Mamsell nichts davon erführe, und ward also hinübergeführt. Sie war, wie gesagt, diesen Nachmittag ungewöhnlich beredt, und da es Neun schlug, erinnerte meine Mutter sie, schon zum vierten Male, daß sie nach Hause gehen müsse, aber zu unsrer Verwunderung antwortete sie: „Ja, Tante, es ist freilich etwas spät, aber ich komme ja nur so selten zu Ihnen, und deßwegen verlasse ich mich darauf, daß

Emil so gut sein wird, mich zu begleiten." Wir lachten ein wenig über sie, aber ich versprach, ihr Begleiter zu sein, und es entstand bei mir die Vermuthung, daß sie bei der letzten Prüfung wahrscheinlich für erwachsen erklärt sei. Eine Stunde nachher machten wir uns auf den Weg.

Als wir ein wenig gegangen waren, fing sie auf einmal an wie Jemand, der lange auf eine Gelegenheit gewartet hat, sich über eine wichtige Angelegenheit auszusprechen: „Hör, Emil, ich kenne eine junge Dame, welche Dich gut kennt."

„So?" fragte ich, „wer ist es?"

„Ja, rathe einmal," sagte sie mit einer listigen Miene, — „es ist eine, die in die Pension geht bei Mamsell Ortholin."

„Das kann ich nicht rathen. Wie sieht sie aus?"

„Sie ist bei Gott hübsch."

„Ja, lieber Gott, da bin ich noch eben so weit, ich kenne viele hübsche."

„Sie ist vornehm."

„Vornehm?" fragte ich.

„Ja, sie ist eine Baronesse," antwortete sie mit Nachdruck.

Nun ging mir ein Licht auf, und die Sache fing an eine interessante Wendung zu nehmen.

„Ah, das ist also eine von denen, welche hier unter uns wohnen," sagte ich schnell.

„Richtig, da triffst Du es," antwortete sie. „Es ist Fanny Falkenberg. Du bist doch nicht so ungelehrig, wie ich geglaubt habe."

Und nun erzählte sie mir, wie Fanny, die ihre vertraute Freundin sei, ihr erzählt habe, wie sie mich täglich am Fenster sehe, wie sie gleich anfangs ihr eine solche Beschreibung von meiner Person gegeben habe, daß Josephine bei aller Achtung für mein Aeußeres mich nicht wieder erkannt habe. „Ich möchte Dir wohl sagen, was sie äußerte," fügte sie hinzu, „aber Du würdest roth werden, und so etwas hörst Du überdieß nicht gern." — Sie erzählte mir, daß Fanny so in Gedanken und unaufmerksam während der Lehrstunden in der letzteren Zeit gewesen sei, daß die Mamsell es schon der Mutter habe klagen wollen, daß sie so froh und eilig wäre jedesmal, wenn sie nach Hause gehen sollte; daß sie ihr erzählt habe, sie mache sich täglich das Vergnügen, wenn sie aus der Schule nach Hause komme, zu mir hinüber zu sagen: „Guten Morgen, Herr Wagner, ich soll Sie grüßen von Ihrer Muhme." — „Wenn Du es hören könntest," sagte Josephine, „müßtest Du wirklich glauben, daß ich gewaltig von Dir eingenommen sei, weil ich Dich jeden Tag grüßen lasse; — aber so bin ich es nicht, die den Schaden hat," fügte sie in einem etwas vornehmen Tone hinzu.

Ich hatte wahrlich nicht geglaubt, daß Josephine im Stande sei, mich auf eine so anziehende Weise zu unterhalten, denn ich läugne nicht, daß dieses Gespräch mir äußerst schmeichelhaft vorkam, und es war

4 *

das erste Mal in meinem Leben, daß ich Vergnügen daran gefunden hatte, mit ihr zu sprechen, ohne daß sie doch selbst dadurch in meiner Achtung stieg. Ich zweifle auch, aufrichtig gesagt, ob ein solcher Stoff irgend Jemandem verdrießlich sein würde. Jeder hört es gerne, daß er einen vortheilhaften Eindruck gemacht hat, und um so viel mehr, wenn er sich das Zeugniß der Eitelkeit geben muß, wie ich dieß gleich im Anfang meiner Erzählung mit großer Aufrichtigkeit gethan habe.

Ich weiß nicht, ob ich an diesem Abend den väterlichen Ton beobachtete, womit ich zu meinem jungen Mühmchen zu sprechen pflegte, aber ich konnte es nicht unterlassen, mich näher nach meiner Nachbarin zu erkundigen, da ich hier ganz andre Quellen fand als bei meinem unschuldigen Bruder. Josephine erhob ihre Freundin bis zu den Wolken; sie sei so gut, so allerliebst, so unterhaltend, sie tanze so schön, sie spräche am besten französisch in der ganzen Anstalt; aber was ihre Handarbeiten und ihre Zeichnungen betreffe, da zog man die Schultern. Ich lachte herzlich über dieses stumme Bedauern und dachte: Cela n'empêche pas les sentiments.

Was sie mir übrigens mit Uebertreibung über denselben Gegenstand und in demselben Geschmack berichtete, erinnere ich mich in der That nicht; ich glaube auch, daß ich gar nicht darauf achtete, denn die schon erwähnten Aufklärungen gaben mir für dießmal genug zu denken, und ich war ganz betroffen über diese vom

Himmel gefallene Entdeckung meines unvermutheten Glückes. Als wir uns bei Josephinens Behausung trennten, fragte sie mich noch, ob sie Fanny von mir grüßen solle.

„Von mir grüßen?“ rief ich — „ich dächte gar, das geht ja nicht an. Was würde sie dazu sagen? Ich habe ja noch nicht mit ihr gesprochen.“

„Wenn es nicht anginge, würde ich Dich nicht danach gefragt haben,“ antwortete sie beleidigt. „Ich weiß so gut wie Du, was sich schickt, und überdieß kenne ich sie so gut, daß Du wohl begreifen kannst, daß ich es nicht thun würde, wenn sie darüber böse werden könnte.“

„Ja, das ist wahr, — werde nicht böse — so thu es denn!“ antwortete ich. Ich gestand, daß ich mit den Schicklichkeitsgesetzen der jungen Damen nicht ganz bekannt sei, wie ich mir auch nicht schmeichelte, ihre Logik vollkommen zu verstehen. Ich gab mich ganz in die Hände der Cousine, und verließ mich auf ihre Sachkenntniß und Geschäftserfahrung, die, wie ich bemerkte, weit größer war, als ich vermuthet hatte. Und hiemit trennten wir uns.

Ich ging nach Hause, ganz in Gedanken vertieft über alle die neuen Erfahrungen, die ich an diesem Abend gemacht hatte. Ich freute mich wie ein Kind über die kindliche Vertraulichkeit, die mich in eines so kindlichen Gemüthes heimliche Gedanken eingeweiht hatte; ich freute mich darüber, so daß ich vor Vergnügen

lachen mußte jedesmal, wenn der kleinen Fanny niedliches, lächelndes Bild meiner Phantasie vorüberschwebte. Es war mir so wundersam, auf einmal in eine so nahe Berührung getreten zu sein mit einer Welt, die so ferne von mir lag, daß ich mich gewöhnt hätte, sie wie ein Tantalus als ein heiliges und verbotenes Gebiet zu betrachten. Und doch stand ich im Grunde noch auf demselben Punkte. Josephine hatte natürlicherweise mir versichert, daß sie der kleinen Fanny dieß Gespräch verschweigen werde, gleichwie ich ihr ein heiliges Versprechen ablegen mußte, Niemandem davon zu sagen, sowohl Fanny's, als ihrer selbst wegen, — und doch wollte sie einen Gruß von mir bringen. Im Uebrigen war mein Glaube an Josephine nicht so stark, daß ich unbedingtes Vertrauen in ihre Aussage hätte setzen mögen; aber, seltsam genug, hinsichtlich dessen, was sie mir eben vertraut hatte, ließ sich doch durchaus kein Mißtrauen und Unglaube in meiner Brust vernehmen. So groß ist die Macht der Eigenliebe, aber ich war damals nicht viel über zwanzig Jahre alt.

Als ich heimkam, sah ich zu den Fenstern der Baronin hinauf, aber es war überall stockfinster, ich mußte also ziemlich lange unterweges gewesen sein. Innerhalb des Hofes waren zwei niedergelassene Vorhänge ganz schwach von einer Nachtlampe erleuchtet. Ich stierte hinauf, ich wünschte nur den Schimmer einer kleinen weißen Nachthaube zu sehen, aber vergebens. Sie lag jetzt mit der rothen Wange auf dem schneeweißen Kopfkissen, worauf der Genius der Träume

saß und seine phantastischen Bilder in die Luft zeichnete. Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß Oneiros nicht vergessen würde, meine Gestalt unter die übrigen flüchtigen Erscheinungen zu mischen. Ich weiß nicht, ob er es that, aber wenn es geschah, kann ich versichern, daß es eine herzliche Anerkennung und reiche Vergeltung fand, sobald der Schlaf sich auf meine Augenlieder gesenkt hatte.

Den nächsten Morgen betrachtete ich Fanny mit ganz andern Augen, als sie aus der Schule kam und am Fenster stand; es kam mir vor, als ob sie älter und hübscher geworden wäre. Aelter war sie denn auch geworden, aber Ein Tag macht kaum einen merkbaren Unterschied im Aeußern, wiewohl man Beispiele von Leuten anführt, die binnen vier und zwanzig Stunden graues Haar bekamen. Ich war im Grunde etwas verlegen, als ich sie sah, da der dreiste Gruß, der ihr von mir zugekommen war, mir gleich aufs Herz fiel, und ich ward es noch mehr, als ich sah, daß sie ihrer Schwester etwas erzählte, was diese mit sehr ernstem Gesicht anhörte. Ich weiß nicht, ob es mein böses Gewissen war, das mich täuschte, aber ich glaubte zu sehen, daß die Schwester während der Erzählung einen mißbilligenden Seitenblick nach der Gegend hinwarf, wo meine Fenster sich befanden. Inzwischen bezeugte ein schelmischer Blick von der kleinen Fanny, daß sie selbst mein Benehmen nicht übel genommen hatte, so daß ich mich überzeugt hielt, Josephine habe sich nicht geirrt. Und doch verdroß es mich, daß

ich ihr auf diese Art entgegen gekommen war, und ich zog mich in das Zimmer zurück — aber freilich nur auf einen Augenblick.

Den Tag darauf beschloß ich bis Mittag außer dem Hause zu bleiben, das heißt, meiner alten Gewohnheit gemäß, noch eine halbe Stunde länger. Nur bin ich der Wahrheit und mir selbst die Erklärung schuldig, daß ich in der späteren Zeit, in Betreff der Mittagszeit meinen alten Fehler, der so oft mir vorgeworfen war, ganz abgelegt hatte, und obwohl ich sonst, und namentlich wenn ich meine Mutter aus dem Theater abholen sollte, auf mich hatte warten lassen, war ich doch wegen meiner besseren Aufführung gelobt worden, und meine Mutter sagte, daß ich in Sittlichkeit und guten Sitten fortgeschritten und ein ganz andrer Mensch geworden sei. Ich glaube in der That nicht, daß sie, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf traf, wenn sie meine zunehmende Genauigkeit pries, aber darin hatte sie ganz Recht, daß ich ein andrer Mensch geworden sei. Ich ging umher und träumte in kindischer Verwirrung, ich wünschte nichts weiter als Josephinen zum zweiten Male zu sprechen, und, wie ich mich auch wandte und drehte, um die Zeit bis Mittag hinzuziehen, war ich doch, gegen meinen Willen auf dem Wege nach Hause, noch ehe es Zwei geschlagen hatte.

Als ich zur Hausthüre kam, ging grade eine ältliche Dame, in einem schwarzseidenen Mantel, vor mir hinein; als ich ihr vorbeigehn wollte, sah ich, daß es

die alte Baronin war. Ich nahm ehrerbietig den Hut ab, obschon ich früher nicht das Vergnügen gehabt hatte, sie zu grüßen; aber derselbe Gedanke, der mich in diesem Augenblicke verlegen machte, nämlich, daß ich es gewagt hatte, ihre Tochter grüßen zu lassen, mußte nach meiner Meinung es mir zur Pflicht machen, unsre stillschweigende Bekanntschaft nicht zu verhehlen. Sie grüßte mich sehr artig wieder, und als ich bei der Vorthür stehen blieb, um sie zuerst hineingehn zu lassen, redete sie mich freundlich an und fragte nach meiner Mutter Befinden. Beim Anfang der Treppe nahm sie ihren Mantel ab und legte ihn über das Geländer. Ich glaubte, daß sie ihn mir in die Hände geben wolle, und griff schon danach, als sie sagte: „Ich bitte! Sie müssen sich keine Beschwerde machen. Es macht mir Mühe, die Treppe im Mantel hinaufzusteigen, weil er ziemlich schwer ist; ich pflege deßwegen ihn von dem Bedienten hier abholen zu lassen.“

Natürlicherweise bat ich mir die Erlaubniß aus, des Bedienten Stelle zu vertreten, und wie sehr sie mich auch bat, ihn liegen zu lassen, warf ich doch den gefutterten eleganten Mantel über den Arm und folgte der engbrüstigen Frau ehrerbietig. Als wir an der Thür waren und sie geklingelt hatte, schloß das älteste Fräulein auf, das vermuthlich die Mutter vom Fenster aus gesehen hatte. Die Baronin stellte mich als freiwilligen Bedienten dem verwunderten Fräulein Louise vor, welche einen Schritt zurücktrat, als sie mich

erkannte. Nach einigen zierlichen Entschuldigungen gegen mich bat die Mutter das Fräulein, mir die Bürde abzunehmen. Diese trat verlegen zur Thüre hinaus, ich legte ihr den Mantel mit Grázie in den Arm, wobei ich das Glück hatte, ihre kleine Hand zu berühren, machte die Thüre eiligst zu und sprang die Treppe hinauf. Es war mir ein Stein vom Herzen gewälzt, als ich mich hierdurch versichert hielt, daß meine Unbesonnenheit mich bei der Familie nicht völlig in Ungnade gebracht habe. Der Baronin konnte ich es wohl anmerken, daß sie von meiner Aufführung nichts wußte, da ihr mütterlicher Sinn sie sonst wohl ohne Zweifel bewogen haben würde, sie als eine persönliche Beleidigung gegen sich zu betrachten, und was Fräulein Louise betraf, glaubte ich deutlich zu erkennen, daß sie in die Geschichte eingeweiht war, aber ich hatte mich zugleich überzeugt, daß sie sich nicht verpflichtet geglaubt hatte, mich zu verrathen. Wenn ich mir nun Rechenschaft ablegte von den Fortschritten, welche ich bereits in der Bekanntschaft dieser Familie gemacht hatte, kam ich zu dem Ergebniß: daß ich mit der Einen gesprochen, die Zweite berührt und der Dritten einen Gruß geschickt hatte. Vergleicht man diese drei Arten, so kann man den Schluß ziehen, daß man bisweilen dem Ziele sich am meisten nähert, wenn man aus langer Entfernung zu Werke geht.

Aber hiermit hatte die Sache auch eine lange Zeit ihr Bewenden, und außer daß ich Fanny'n zweimal auf der Treppe begegnete, geschah nichts Erwähnens-

werthes. Ich hatte sie gegrüßt und konnte natürlich nicht umhin, dabei zu lächeln, aber sie sah mich verlegen an, und floh wie eine Hindin, wenn man in die Hände klatscht. Wunderlich genug, daß ich in einem solchen Verhältniß zu ihr stand, daß ich es gewagt hatte, ihr durch einen Andern etwas sagen zu lassen, aber selbst nicht wagte, es persönlich zu thun. Als ich das nächste Mal mit Josephinen sprach, brachte sie mir einen Gegengruß. Sie erzählte mir, daß die alte Baronin mich gut leiden könne und von mir gesagt habe, ich sei ein netter, junger Mensch; ja sie hätten sogar meinen Fleiß gerühmt, weil ich so viel zu Hause wäre. Gott weiß, ich hatte nie in meinem Leben so wenig gethan als grade in dieser Zeit. Ich erfuhr auch, daß man dort eben so gut mich und die Meinigen und unser ganzes häusliches Leben kenne, wie ich das ihrige, wir schenkten einander eine gegenseitige Aufmerksamkeit. Nach jedem Worte, das ich mit der Baronin auf der Treppe sprach, hatte Fanny sich erkundigt, und sie wurden mir genau von Josephine wiederholt; selbst dieß, daß ich so geschickt oder so ungeschickt gewesen war, der Schwester Hand zu berühren, war nicht unbemerkt geblieben. Es war mir allerdings nicht unangenehm, überzeugt zu werden, daß ich mit einer solchen Fernbekanntschaft eine so große Aufmerksamkeit erregt hatte, und ich läugne nicht, daß ich damals so eitel war, dieß einzig meinem einnehmenden Aeußeren zuzuschreiben. Ich hatte es bisher immer unwahrscheinlich gefunden, was so oft in Romanen

vorkommt, daß das Feuer der Liebe gleich den elektrischen Funken, unmittelbar bei der ersten Zusammenkunft auflodert, sobald nur zwei Personen, welche die rechte Polarität haben, in Berührung mit einander kommen. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß dieser Satz seine vollkommene Richtigkeit hat, in Betreff jugendlicher Seelen. Die Jugend ist ein elektrisches Lebensalter; wenn zwei jugendliche Seelen sich entwickeln, gegenseitiger Einwirkung beständig ausgesetzt, da vermischt sich ihre Elektricität tropfenweis, sie bringen sich allmälig ins Gleichgewicht, und es geschieht keine Explosion; aber treffen sie plötzlich zusammen, während die geistige Kraft, welche die Natur in sie gelegt hat, noch ungeschwächt und unverändert ist, da zündet der Funken der Liebe gleich im ersten Augenblick. Es ist ungefähr dasselbe, was ein alter Arzt einmal zu mir sagte, aber er betrachtete die Sache von einem seiner Persönlichkeit mehr eigenthümlichen Gesichtspunkte. „Liebe," sagte er, „ist eine Krankheit; gleich anderen Krankheiten greift sie junge Leute plötzlich und mit Heftigkeit an, und ist auch wieder schneller überstanden. Bei älteren Leuten zieht sie sich, gleich anderen Krankheiten, langsamer zusammen, aber wird dann auch ernsthafter und langwieriger, wie wir dann auch deutlicher ihrem Grunde nachspüren können. Es läßt sich nicht bezweifeln. Haben Sie nicht gehört, daß man vor Liebe sterben kann? Was ist Heimweh Anderes als Liebe zur Heimath? Wollen Sie noch zweifeln, daß sie eine Krankheit ist, so will ich Ihnen die Symptome in des

alten Professor Bang praxis medica zeigen." — Ich weiß nicht, ob er Recht hat mit seiner Behauptung; ich bin, wie gesagt, Jurist, und nicht Mediziner, und ich habe also Erlaubniß nicht zu wissen, was in der praxis medica steht.

Späterhin habe ich mit Ruhe das Glück überlegt, das ich machte, und einen andern Grund dafür gefunden außer meiner Persönlichkeit. Es ist ganz gewiß, daß die Jugend stets mehr begeistert ist von der Idee, die sie sich im eigenen Innern schafft, und um diese Idee verwirklicht zu sehen, beständig nach einer Persönlichkeit sucht. Ich weiß nicht, ob einer von meinen Lesern eine kleine Novelle kennt, welche in diesem Jahre von einem gewissen Karl Bernhard herausgegeben ist unter dem Titel: der Kinderball. Hierin hat der Verfasser versucht zu beweisen, wie selbst ein liebenswürdiges und vortreffliches junges Mädchen, mit dieser selbstgeschaffenen Idee im Kopfe und Herzen, sich an eine schlechte Persönlichkeit fesseln kann, deren Jämmerlichkeit sie nicht gewahr wird, weil es beständig ihre eigne Idee ist, in welche sie verliebt ist; trotz der Unwahrscheinlichkeit, daß eine so schlechte Person wie der Lieutenant in der Novelle, ihrer Ruhe gefährlich werden kann, geht sie doch zu Grunde in diesem mehr inneren als äußeren Kampfe, und ihr Unglück zeigt, wie gefährlich es ist, solche Ideen zu veranlassen oder ihnen Nahrung zu geben. Beim Lesen dieser kleinen Erzählung wird man den Beweis für das finden, was ich eben sagte, und ich empfehle sie daher denen, welche

sie nicht kennen; es heißt wohl nicht, ihr zu viel Lob beilegen, wenn ich sage, daß sie sich immer lesen läßt; so viel ist gewiß, daß sie mich angezogen hat, und ich könnte selbst sie nicht besser schreiben. — Aber um wieder zurückzukommen auf das, wovon ich ausging, diese selbstgeschaffene Idee wendet die Jugend nicht auf ein Wesen an, dessen Eindruck sie gewohnt ist, sondern auf ein neues, plötzlich erscheinendes, und je abenteuerlicher dieses auftritt, desto geschickter ist es dazu.

Man hört oft ältere Herren darüber jammern, daß junge Mädchen sich nie so unvortheilhaft ausnehmen wie auf einem Balle; die stille Häuslichkeit soll sie durchaus besser kleiden; ja ich habe sie sogar behaupten hören, daß Liebes-Verhältnisse, die sie im Schooße der Familie angeknüpft hatten, dadurch völlig aufgelöst wurden, daß sie den Gegenstand ihrer Liebe athemlos und anmuthlos, aber doch voll Entzücken, umherfahren sahen in einem holsteinischen Walzer in den Armen eines neuconfirmirten Cavaliers mit dem runden, modernen Schnitt der Tanzschule auf dem Arm. Der Gedanke, daß sie nach einem solchen Vergnügen trachten, bloß um einmal recht ihre Eitelkeit zu sättigen, und der Mangel an Weiblichkeit, der charakteristisch ist bei solchen Zerstreuungen jetziger Zeit, diese beiden Dinge im Verein sollen im Stande sein, die heftigste Schwärmerei bei einem Verliebten zu heilen. Es ist möglich. Was mich betrifft, so habe ich eigentlich nie darüber nachgedacht, aber ich gestehe, daß ich geneigt bin zu glauben, es sei meistens Eifersucht, was einer solchen

Behauptung zum Grunde liegt. Aufrichtig gesagt, habe ich junge Mädchen noch nicht mit so ernsten — aber zugleich so weltlichen Gedanken betrachtet, daß ich vor Allem ihre Häuslichkeit gewürdigt haben sollte; aber ich habe dagegen die Erfahrung gemacht, daß ein geschmackvoller Ballanzug eine Glorie ist, die von allen mir am unwiderstehlichsten geschienen, und welche in der Geschichte meines jungen Herzens immer in dem rechten Augenblick sich mir gezeigt hat, um dem Werk die Krone aufzusetzen.

Es war eines Abends ziemlich spät, als ich mich von meinem Sopha erhob, wo ich in tiefen Gedanken gesessen hatte, um Licht anzuzünden. Als ich an's Fenster trat und meine Augen sich unwillkürlich nach der Gegend wandten, wohin sie gewohnt waren zu gehen, fand ich die Fenster der Baronin ganz dunkel, dagegen war das in der Schlafkammer hinter den Vorhängen erleuchtet, und ein wehendes Licht lief oft hin und her durch das Wohnzimmer. Was geht da vor? dachte ich, und mein erster Gedanke war, daß Jemand plötzlich krank geworden sein müsse. Aber nun trat das Dienstmädchen in die Thür mit einem Licht in der Hand, und hinter ihr Fanny in einem glänzenden Ballanzuge, auch mit einem Lichte. Sie ging nach den Fenstern zu und stellte sich vor den Spiegel. Sie war mit der äußersten Zierlichkeit gekleidet, hatte weiße Atlasschuhe an, und Alles dem entsprechend. In der That sie strahlte, als sie so auf einmal wie eine Sonne in der dunkeln Stube aufging, umgeben von Lichtern,

welche so niedrig neben ihr gehalten wurden, daß ich den vollständigen Umriß ihrer ganzen Gestalt sehen konnte. Es war etwas Ehrfurchtgebietendes in dieser Erscheinung, die den Gemälden von Königen und Königinnen in ihrer Krönungstracht glich; der Purpur, der auf deren Mänteln verschwenderisch prangt, hatte die Natur fein und reizend auf ihre Wangen gesprengt; den weißen Sammet hatte sie um ihren Hals und ihre länglichen Arme gelegt, und den Glanz des goldnen Scepters zugleich mit der Herrschaft, deren Sinnbild er ist, in den Strahlen ihrer Augen. Ich erquickte recht meinen Blick an der Betrachtung dieser anmuthigen Gestalt, um deren Mund die Zufriedenheit ein unverkennbares Lächeln ausgebreitet hatte. Daß sie selbst in diesem Augenblick mit einem kleinen Gedanken an mich dachte, davon überzeugte ich mich dadurch, daß sie ans Fenster lief und hinaussah; denn ich glaube doch kaum, daß sie nach dem Wetter sah. Als sie fort war, fiel es mir ein, daß ich wohl gerne wissen möchte, nach welcher Gegend der Stadt ich diesen Abend meine Gedanken fliegen lassen müsse, wenn sie Fanny suchen sollten, und da eine von den Mägden indem kam, um mich zum Thee zu rufen, ließ ich mich gegen meine Gewohnheit in eine kleine Unterhaltung mit ihr ein, und erfuhr ohne Schwierigkeit, daß sie auf den Ball zu ihrem Oheim gefahren sei, der Kammerherr war, und den ich dem Namen nach wohl kannte, da er ein glänzendes Haus machte, und, wie man sagt, „mit den Großen lebte.“

Ich habe dieses Balls mit Fleiß erwähnt, weil er mir Veranlassung gab, mir selbst zu zeigen, wie unmerklich meine Theilnahme an der kleinen Fanny Fortschritte gemacht und zu einer Höhe gelangt war, zu welcher ich nicht geglaubt hatte, daß eine Bekanntschaft, die sich bloß auf den Anblick gründete und davon aufrecht erhalten wurde, bei einem Menschen in meinem Alter führen könne. Den ganzen Abend mußte ich an die Rosenknospe denken, die sich mir dargestellt hatte mit dem Anspruche, die aufgeblühten Blumen verdunkeln zu können. Als ich auf mein Zimmer zurückgekehrt war, setzte ich mich nieder in tiefen Gedanken. Ich konnte nicht zu Bette gehen, ich wollte ihre Rückkunft erwarten, um sie noch einmal in dem zauberischen Glanze zu sehen. Ich wußte wohl, daß ich bis drei oder vier Uhr warten müsse; aber das schreckte mich nicht ab. Ich war kindisch genug, meine Nachtruhe für diese so überaus flüchtige Freude aufopfern zu wollen. Ich nahm ein Buch, um zu lesen, aber ich hatte die größte Mühe, meine Gedanken zusammen zu halten. Endlich wachte ich auf mit einem Fieberschauer, der mich durchfuhr, und nun ward ich erst aufmerksam darauf, daß ich das Feuer im Ofen hatte ausgehen lassen, und daß es jämmerlich kalt war. Es war gegen drei Uhr und sehr unbehaglich in meiner Stube, und ich fiel, vielleicht zunächst durch diese Veranlassung, darauf auszugehn, um Fanny noch besser zu sehn, wenn sie in den Wagen stiege. Ich nahm den Mantel um, schlug den Kragen über

die Ohren, ließ die Lampe brennen, und, während mein Bruder mit seinem ruhigen und unbekümmerten Herzen im süßesten Schlummer lag, trieb mein unruhiges Blut mich in die kalte Nacht hinaus.

Ich wußte, wo der Kammerherr wohnte, und eilte gleich dorthin. Draußen vor der Pforte hielt eine Menge Wagen, und Kutscher und Bediente trippelten hin und her und schlugen die Hände zusammen, um die frierenden Glieder aufzuthauen. Ich mischte mich in den Haufen und hatte ohne Zweifel die Ehre, auch für einen Lakaien angesehen zu werden. Die Pforte stand weit offen und war hell erleuchtet; als die Wagen anfingen zu fahren, begab ich mich dorthin. Es währte auch nicht lange, so hörte ich die Stimme der Baronin auf der Treppe, ich stellte mich dicht hinter den Wagen, der vor der Thüre hielt, und sah Fanny unter Scherz und Gelächter in den Wagen hineinhüpfen, während sie einem hübschen kleinen Husarenofficier die Hand reichte, um sich zu stützen — und ich in der bescheidenen Rolle eines Bedienten mußte Zeuge davon sein. Ich schäme mich nicht zu erzählen, wie weit meine Albernheit gegangen ist, und doch würde ich jetzt den unbedingt einen Narren nennen, der mir erzählte, daß er sich so benommen habe. —

Eines Abends im December hatte ich eine kleine Gesellschaft bei mir, bestehend aus einer halben Stiege meiner Kameraden, theils von der Schule, theils von der Universität her, denen ich aus alter Gewohnheit jeden Winter ein paar „Soiréen" zu geben pflegte.

Man weiß schon, wie es in dergleichen Gesellschaften zugeht: wir spielten Karten bis nach Mitternacht und aßen dann. Ich hatte den Wein nicht gespart, und als die Nachtzeit vorüber war, ward eine Bowle Cardinal auf den Tisch gesetzt, wozu meine Mutter so edelmüthig gewesen war, zwei Flaschen Champagner zu spenden. Pfeifen und Cigarren wurden angezündet, Einige warfen Rock und Frack ab, Andre lösten das Halstuch auf, und so streckte man sich gemächlich rund um den Tisch auf Stühle, blies sich einander Rauchwolken zu, und während die Gläser fortwährend geleert und wieder gefüllt wurden, „gab es des Scherzes und Spaßes viel." Unter jungen Studirenden wird man nicht selten Gelegenheit haben zu bemerken, daß sich die Mediciner am meisten durch Gesellschaftlichkeit auszeichnen. Ich weiß nicht, ob es etwa das Studium ist, — das mehr als eines der andern sich mit der Naturwissenschaft beschäftigt — was sie lustiger und vorurtheilsfreier macht, weil es sie nicht in steife Formen und zu langweiligen Abstractionen zwingt, so wenig wie es sie zu tiefen philosophischen Speculationen nöthigt, oder ob es vielleicht die frühe Gewöhnung ist, den Tod in allen seinen Gestalten auftreten zu sehen, was ihnen mindere Sorge um zeitliches Glück oder Unglück, oder, wie man es zu nennen pflegt, einen freieren Blick ins Leben giebt; oder ob es nicht noch mehr seinen Grund darin haben mag, daß sie mehr mit einander umgehn als Studirende anderer Fächer: von frühmorgens treiben sie Kurzweil mit ihren

Kameraden zwischen Krankenbetten, und weiter in den Tag hinein singen sie bei den anatomischen Uebungen lustige Tyrolerlieder über den Kadavern. Wie gesagt, ich weiß nicht, worin der Grund steckt, aber ich habe die Erfahrung gemacht, und ich habe sie zu allen Zeiten bestätigt gefunden. Auch diesen Abend war es ein junger Chirurg, dessen Bekanntschaft der Leser schon früher gemacht hat in der Kirche bei Sophie Walter's Confirmation, der am meisten beitrug, die Gesellschaft aufzumuntern, und durch seine treffliche Laune den Theil der ausgelassenen Stimmung zu Wege brachte, den man dem Wein nicht schuldig ist, denn diesem hatte man natürlicherweise den größten Theil zu danken. Der Wein macht den Lustigen noch lustiger, und deßwegen ward der Chirurg übermäßig lustig: er brachte Gesundheiten aus, sang und machte Witze in Einem fort, und wir Andern lachten herzlich darüber. Indeß giebt es bei solchen Lustigkeiten einen Ernst, der stets, wenn er bis zu einem gewissen Punkt kommt, mich anspricht. Es giebt eine wunderliche Reaction in der Seele, wo das Ernste, nachdem es so lange unterdrückt war, auf einmal mit aller Kraft hervorbricht und die muntern Umgebungen beherrscht.

In dieser Stimmung war ich grade, als des Chirurgs Augen auf mich fielen. Er stand auf und hob sein Glas: „Wagner," rief er ganz laut, „ich kenne das Gesicht, das Du jetzt aufsetzest, und das erinnert mich daran, daß, obschon wir nicht vergessen haben, Deine Gesundheit zu trinken, doch eine Pflicht gegen

Dich versäumt haben. Ich bin wohl der, von dem man am meisten erwarten durfte, daß er das Versäumte nachhole. Es paßt sich nicht für einen Kerl, wie Du bist, den Kopf zu hängen. Es thut mir wahrhaftig leid, daß in dem hübschen kleinen Weibchen nicht besseres Leben ist; aber soll es dennoch sein, so wollen wir die Gesundheit der Confirmandin trinken. Laß mich nur Deinen Hausarzt werden, und wir wollen schon sehen, wie wir sie beim Leben erhalten."

Dieser grobe und herzlose Spaß erbitterte mich anfangs in hohem Grade. Aller Augen waren auf mich hingewandt, ich biß mich in die Lippen, aber antwortete keine Sylbe. Ich dachte an Sophien, und es schwebte mir dunkel vor, als ob ich mit Rücksicht auf sie mir etwas vorzuwerfen habe. Er lächelte, zog die Schultern und setzte sich wieder nieder, und nun folgte eine kleine Pause, worin er eine Melodie summte mit gleichgültiger Miene, während er den Takt mit einer Gabel auf dem Teller dazuschlug. Es war ein Zug in seinem Charakter, daß, wenn er in seiner Munterkeit sich vergaloppirt hatte, die Erkenntniß seines Fehlers und seine verletzte Eitelkeit ihn dahin brachte, boshaft zu werden; es wunderte mich deßhalb, daß er die Sache nicht weiter trieb, und besonders, daß er nicht darauf anschlug, ich würde wohl einen Korb bekommen haben. Aber in seinem halbberauschten Zustande war er ärgerlich und foppte mehrere von den Andern, und als die Gesellschaft endlich aufbrechen wollte, stand er schon in der Thüre mit dem Hut,

und die Hände in den Seitentaschen, ehe die Andern sich erhoben hatten. Keiner von uns ließ sich mit ihm ein, da wir wohl wußten, daß er in der Stimmung, worin er jetzt war, jede mögliche Unbesonnenheit begehen konnte, und ehe wir aus der Thüre waren, befand er sich schon weit unten auf der Treppe.

Als wir aus der Thüre traten, hielten wir Alle an verwundert, Clavierspiel im Hause zur Nachtzeit zu hören, und ich winkte meinen Freunden Stille, als ich merkte, daß noch Leute auf waren. Aber als wir hinunter kamen, entdeckte ich zu meinem größten Erstaunen, was die Ursache dieser nächtlichen Töne war. Unser Freund Chirurgus hatte im Vorbeigehn mit der Schulter gegen die Thüre der Baronin gestoßen, die nicht fest zugeschlossen und aufgesprungen war; und ohne weiteres Bedenken hatte er ein altes verstimmtes Instrument geöffnet, das im Vorsaal stand, und sich niedergesetzt, und spielte jetzt einen muntern Walzer mit der größten Ruhe von der Welt. Ich sprang die Treppe hinab mit dem Licht in der Hand, fuhr ihn an und ergriff ihn beim Arm, um ihn herauszuziehen. Aber er antwortete nur: „Dummes Zeug! das geht Dich nichts an, hier bin ich Dein Gast nicht mehr." —

Draußen waren ein paar von den Andern ausgelassen genug und fingen an nach der Musik zu tanzen, und bei diesem Wirrwar und Lärm, indem Einige noch hineinkamen, um ihn mir wegbringen zu helfen, stand ich in der tödtlichsten Angst und Verlegenheit,

was für ein Ende es nehmen werde. Indem hörte ich eine Thür im Innern aufmachen. „Komm nun, zum Teufel!“ rief ich rasend, „oder Du prostituirst uns Alle zusammen!“ Mit großer Kaltblütigkeit wandte er sich um, blies das Licht aus, schloß daß Instrument zu, und ging mit den Andern zugleich zur Thür hinaus. Ich eilte gleichfalls in größter Angst und warf die Thüre ins Schloß.

Als ich die Gesellschaft zur Hausthüre hinausgebracht hatte, blieb ich ein wenig stehen und horchte. Ich hörte die Thüre auf und zugehen bei der Baronin, und den Schlüssel zweimal im Schlosse umdrehn. Ich schlich mich sacht die Hintertreppe hinauf und legte mich so beschämt und ärgerlich zu Bette, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte. In der Tiefe meines Herzens that ich einen hohen und theuren Eid, dieß solle das letzte Mal gewesen sein, daß ich Gesellschaft bei mir hatte.

Am nächsten Morgen, als ich erwachte, konnte ich nicht recht einig mit mir selbst werden, ob es ein Traum gewesen sei oder Wirklichkeit. Aber als ich bei weiterem Nachdenken mich von Letzterem überzeugte, ward mir noch viel schlimmer zu Muthe als am vorigen Abend. Vielleicht war es die Baronin selbst gewesen, die aufgestanden war; die jungen Mädchen hatten indeß in der tödtlichsten Angst gelegen, als sie Fremde bei nächtlicher Zeit in ihren Zimmern toben hörten. Und daß sie wußte, wer es gewesen sei, daran war kein Zweifel, denn sie hatten es wohl deutlich

genug hören können, daß Gesellschaft bei mir war. Und ich — ich Armer, der ganz unschuldig daran war, wie sollte ich es beweisen, daß ich Nichts mir vorzuwerfen habe? Alles Vertrauen, alle Güte, die man mir bisher zeigte, hatte dieser unglückselige Abend geraubt. Ich war rasend aufgebracht gegen den Chirurgus, ich dachte selbst daran, ihn zu fordern, um auf eine in die Augen fallende Weise im Wege der Oeffentlichkeit ihnen meine Unschuld und meinen Kummer darüber zu bezeigen.

Den ganzen Tag hielt ich mich im Hintergrunde meines Zimmers auf; denn ich wagte es nicht, mich sehen zu lassen. Ich erwartete jedoch jeden Augenblick, daß das Gerücht von diesem Unwesen durch die Dienstboten den Meinigen werde bekannt werden. Aber ich muß gestehen, die Großmuth der Baronin war so groß, daß ich mich überzeugte, sie habe nicht einmal meiner Mutter Nachricht davon gegeben.

Endlich führten meine mannichfaltigen Pläne und Beschlüsse zu einem Ergebniß. Die Dunkelheit giebt bisweilen in solchen Fällen einen Muth und eine Dreistigkeit, die man bei Tages Licht nicht im Stande sein würde zu erringen. Die Furcht, daß die Sache im Hause bekannt werden möchte, ehe ich selbst einen Schritt darin gethan hätte, war es besonders, welche mich antrieb, und in der ersten Abendstunde stand ich mit klopfendem Herzen und ernstem nachdenklichen Gesicht draußen an der Baronin Thür und hatte die Hand aufgehoben, um den Klingelstrang zu ziehen.

Schon mehrmals hatte ich sie erhoben und wieder zurückgezogen, als ich die Thür gehen hörte. Ich floh nicht, sondern dachte: „Frisch gewagt, Du hast ja nichts Böses im Sinne!" — und schellte. Der Bediente schloß auf und führte mich zur Herrschaft hinein. Es war Licht im Zimmer; ich neigte mich vor der Familie mit allem dem Anstand, den ein verlegener Cavalier im Stande ist zu zeigen; sie sahen mich verwundert an, und meine Verwirrung war aufs Höchste gestiegen, als die Baronin mir von dem Diener einen Stuhl hinsetzen ließ.

„Ihro Gnaden," fing ich ehrerbietig und mit klopfendem Herzen an, „werden mich vielleicht wieder erkennen von jenem Abend, wo ich die Ehre hatte, mit Ihnen auf der Treppe zu sprechen."

„Sie sind Herr Wagner," erwiederte sie sehr ernst, während beide Töchter sich einen furchtsamen Blick zuwarfen, „sein Sie so gut und setzen Sie sich." —

„Ihre Gnaden," fing ich wieder an, „werden wohl die Ursache meines Besuchs errathen. Ich" — Sie sah mich mit forschendem Blick an — „Ich komme," fuhr ich fort, „um Ihren Verweis zu empfangen für eine Unbesonnenheit, eine Unverschämtheit, die in der Nacht Ihre Ruhe gestört hat. Da ich weiß, wie vielen Grund Sie haben, ungehalten zu sein, war es mir unmöglich, länger auf eine Gelegenheit zu warten, um Ihre Vorwürfe zu empfangen, zumal da ich Ihnen zugleich meine vollkommene Unschuld beweisen kann hinsichtlich dessen, was geschehen ist."

„Ich kann nicht anders als Ihnen Recht geben in der Bezeichnung, womit Sie den Besuch benennen, den Sie in meiner Wohnung abgelegt haben,“ antwortete sie. „Ich versichere Ihnen, daß ich nie zuvor etwas Aehnliches erlebt habe, und ich hatte am wenigsten erwartet, daß Sie es sein würden, der mich mit einer Aufführung dieser Art bekannt machte.“ Hier nahm sie Veranlassung mir einige Complimente zu sagen in Betreff meines früheren sittlichen Lebens. Ich erzählte ihr darauf, wie ich an dem ganzen Vorfall völlig unschuldig sei, ich half mir als ein guter Sünder mit der kleinen Lüge, daß ihre Thür aufgestanden habe, schonte aber übrigens meinen Freund Chirurgus nicht. Sie glaubte mir aufs Wort, fuhr aber doch in einem etwas vornehmen und ernsten Tone fort, und sagte mir unter Anderem, daß ich es den Bewohnern des Hauses schuldig sei, eine bessere Wahl hinsichtlich meines Umganges zu treffen, denn sofern sie schlecht gewählt wären, sei ich für ihre schlechte Aufführung verantwortlich. Als ich sagte, ich hoffe, dieser nächtliche Besuch würde Keinem von ihnen Angst verursacht haben — denn auch in dieser Rücksicht fühlte ich einen Drang, mich zu beruhigen — antwortete die Baronin, daß sie wohl aufgestanden sei, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen, aber sofort eingesehen habe, daß es nicht Diebe sein könnten, die auf dem Fortepiano spielten. Was die Fräulein beträfe, so hätten sie Beide geschlafen.

„Ich träumte grade, daß ich zu Balle war," brach Fanny aus, „und als mich Mutter nachher weckte, bekam ich schreckliche Lust zu tanzen."

Ich konnte nicht umhin, über die naive Miene zu lächeln, womit die kleine Fanny dieß sagte, und als die Baronin auch lächelte, entstand zuerst der Gedanke bei mir, daß es vielleicht in meiner Macht stände, das Feierliche meines Besuchs zu beseitigen. Indem bat die Baronin um ihr Strickzeug, das auf der Commode lag. Ich erhob mich rasch; aber Fräulein Fanny, welche nicht länger ihr Gelächter zurückhalten konnte über meine Verlegenheit bei dieser Abbitte, die ihr so wenig nothwendig vorkam, „da wir ja einander so gut kannten," sprang in demselben Augenblick noch rascher auf. Wir karambolirten, sie strauchelte über eines meiner Beine, und wenn ich sie nicht in meine Arme gefaßt hätte, wäre sie, so lang wie sie war, auf den Boden hingefallen.

„Mein Gott, Fanny! Wie benimmst Du Dich?" brach die Mutter erschrocken aus.

Fanny setzte sich wieder auf den Stuhl und hielt das Tuch vor die Augen, um ihr Gelächter zu verbergen. Ich holte das Strickzeug, und als ich mich damit umwandte, waren sie alle Drei in vollem Gelächter.

„Fanny, Du dankst nicht einmal Herrn Wagner, daß er Dich festhielt, da Du fielst," sagte die Baronin, um das Gespräch wieder in den Gang zu bringen und mir aus der Verlegenheit zu helfen.

„Ja, mein Gott, er war es ja, der mir das Bein vorsetzte," brach Fanny lachend aus. Wir lachten Alle über diese Beschuldigung, und ich konnte nicht umhin, ein Wort zu meiner Rechtfertigung einzumischen. Fräulein Louise war die erste, welche ihr Gesicht wieder in ernsthafte Falten brachte, und einen kurzen, strengen Seitenblick auf Fanny warf, welche, wie es ihr däuchte, ganz zwanglos mit mir sprach. Ich glaube, sie war bange, ich möchte Anstoß daran nehmen, und nun selbst der Beleidigte werden. So leicht ist es, das Recht auf seine Seite zu bringen, wenn man mit jungen Damen zu thun hat.

Wir gingen bald auf einen andern Stoff des Gespräches über. Es schien mir, als ob ich die Aussicht aus meinen Fenstern nicht unberührt lassen dürfe, als die eigentliche Ursache unserer Bekanntschaft. Ich erzählte ihr deßhalb, daß ich bisweilen sie am Fenster sähe, „denn weiter erstreckte sich mein Gesichtskreis nicht," und daß ich einmal so glücklich gewesen sei, Fräulein Fanny im Ballanzuge vor dem Spiegel stehn zu sehn.

„Nein, wirklich?" sagte Fanny. „Konnten Sie das sehn? Was hatte ich denn an?"

Ich zählte ihr an den Fingern ihren ganzen Anzug her, von der Frisur bis zu den Atlasschuhen, und unterwarf mich einem förmlichen Examen, das ich zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit bestand.

„Waren Sie denn zufrieden mit meinem Putz?" fragte sie zuletzt.

„Außerordentlich,“ antwortete ich.

„Fanden Sie denn nicht, daß mein Kleid zu lang im Leibe war?“

„Mein Gott, Fanny! Denke doch daran, mit wem Du sprichst,“ unterbrach Fräulein Louise sie.

„Wie gesagt, Fräulein, Ihr Anzug war außerordentlich geschmackvoll,“ fuhr ich fort. „Nur Schade, daß“ . . .

„Na, nun kommt es,“ rief sie vergnügt.

„Nur Schade, daß ich nicht Gelegenheit hatte, Sie im Ballsaal zu sehen.“

„Ja, wollte Gott, daß Sie dagewesen wären, — so wäre ich vielleicht auch frei gewesen von dem elenden“ . . .

„Fanny,“ unterbrach die Baronin sie rasch mit einem bedeutungsvollen Blick. Fanny erröthete und schlug die Augen nieder. Indem kam der Bediente herein mit Mänteln und Hüten, und da ich sah, daß sie ausgehn wollten, stand ich auf, um mich zu entfernen.

„Mama! Wollen wir nicht zu Hause bleiben und Thee trinken,“ fing Fanny wieder an. „Es ist so bitterlich kalt; und vielleicht würde uns Herr Wagner die Ehre erweisen“ . . .

„Das können wir ja nicht, mein Kind!“ sagte die Baronin; überdieß weißt Du ja nicht einmal, ob Herr Wagner bleiben würde. Er ist gewiß schon lange müde, von Deiner Garderobe zu sprechen.“

„Ich kann auch wohl noch von andern Sachen sprechen!“ sagte Fanny, ein wenig beleidigt. „Ueberdieß sitzt ja auch Louise da und sagt kein Wort; aber es ist ihre alte Gewohnheit, und deßwegen müssen Fremde mit mir vorlieb nehmen.“ Indem ging sie hin zur Schwester, fiel ihr um den Hals und flüsterte halblaut: „Höre, Schwesterchen, Du sitzt wirklich da wie ein Gänschen.“

Aber trotz der augenscheinlichen Lust, welche sie hatte, meinen Besuch zu verlängern, und trotz dem Anklang, den sie bei mir fand, sah ich doch, daß es Zeit war, mich zurückzuziehen. Ich empfahl mich deßhalb, und fügte gegen die Baronin hinzu, daß ich hoffte, meine Furcht vor ihrem Zorn habe meinen dreisten Besuch hinreichend entschuldigt, und daß ich mich nicht mehr deßwegen ängstigen wolle.

„Ich glaube nicht, daß Sie mich unbillig gegen Sie gefunden haben,“ antwortete sie, „und ich bin überzeugt, daß ich nicht öfter Grund haben werde, mich über Ihre Freunde zu beklagen.“

Damit ging ich.

Und so endete mein Besuch sehr befriedigend und in einem ganz andern Tone, als er angefangen hatte. Es schien mir deutlich, daß ich dem guten Eindruck, den meine Person gemacht hatte, die Leichtigkeit zu danken habe, womit ich freigesprochen wurde, und ich bildete mir sogar ein, daß meine Aktien eher gestiegen als gesunken waren bei dem drohenden Verderben, von

welchem mein Benehmen allein sie retten konnte. Und doch kann ich mir nicht bergen, daß ich eine Unbesonnenheit dadurch hatte gut machen wollen, daß ich eine zweite daraufsetzte. Es gehört Dreistigkeit dazu, den Weg zu gehen, den ich wählte, um mein gesunkenes Glück wieder aufzurichten, und es ist nur zu gewiß, daß das Unternehmen einen ganz andern Ausgang gehabt haben würde, wenn man mich nicht hätte anerkennen wollen, wenn die Baronin diesen zweiten Besuch mit denselben Augen angesehen hätte wie den ersten, oder wenn sie von meinem früheren Verhältniß zu Fanny durch Josephinen etwas gewußt und daher den Beweggrund zu meinem Kommen nicht für ganz rein gehalten hätte; aber — Muth giebt Glück.

Doch war ich erst, als ich wieder draußen auf der Treppe stand, recht vergnügt. Sie hatten mich alle Drei für sich eingenommen, aber besonders doch Fanny, der kleine Engel, von deren spielenden Augen und anmuthiger Leichtigkeit ich jetzt erst ein recht lebendiges Bild hatte. Sie hatte ja keinen Augenblick ihren aufrichtigen Freund und Anbeter verkannt. Es war ein Leben und eine Munterkeit in diesem Mädchen, die mich höchlich anzog durch die natürliche und doch zugleich zierliche Weise, womit sie sich äußerte, und ich fühlte, daß ich selbst Kind genug war, um mich davon hinreißen zu lassen. Aber hiemit war auch die Geschichte aus, denn Niemand hatte mich gebeten wiederzukommen, und unsre Bekanntschaft hatte vielleicht an diesem Abend ihren Wendepunkt erreicht. — Keine

Freude ist ungemischt, keine Rose ist ganz ohne Dornen. —

Ich sprach zu Niemandem von diesen Ereignissen, die namentlich meiner ganzen Familie ein Geheimniß blieben, mit Ausnahme von Josephinen, welche das Schicksal nun einmal zu meiner Vertrauten gemacht hatte. So verliefen die langen Wintermonate, ohne daß unsre Bekanntschaft einen Fortschritt gemacht hätte; denn ich war vernünftig genug, für die Zukunft nicht auf den guten Empfang zu bauen, den ich einmal gefunden hatte, obwohl ich oft dazu versucht wurde, wenn ich die kleine, niedliche Fanny am Fenster mit der Hand unter der Wange sitzen und mit gedankenvollem Blicke zum blauen Himmel emporschauen sah. Und diese Versuchungen bereiteten mir manchen unruhigen Augenblick. —

Gegen den Frühling war die Baronin krank gewesen, und meine Mutter hatte fleißig nach ihrem Befinden fragen lassen. Einmal, als Josephine bei uns war, fragte sie: „Weißt Du, daß die Baronin Falkenberg krank gewesen ist?"

Ich versicherte ihr, daß es mir mehr als zu gut bekannt sei.

„Weißt Du, was Fanny zu mir gesagt hat?" fragte sie wieder. „Sie sagte, ihre Mutter habe sich darüber gewundert, daß es Dir gar nicht eingefallen sei, sie nach ihrer Krankheit zu besuchen."

Ich wußte anfänglich nicht recht, ob ich trauen sollte, obschon ich auch keinen Grund auffinden konnte, warum sie mir dergleichen weiß machen wolle. Da sie mir versicherte, daß es buchstäblich wahr sei, zweifelte ich nicht im mindesten, daß es von Fanny herrühre, und wenn sie auch auf ihre eigene Hand diese Aufforderung an mich habe ergehen lassen, müsse sie doch auch wohl versichert sein, wie es aufgenommen werden würde, wenn ich ihr Folge leistete, und ich war überzeugt, daß sie mich nicht preisgeben und einen solchen Schritt ganz gegen den Willen ihrer Mutter thun würde. Im schlimmsten Falle konnte ich meine Zuflucht dazu nehmen, den Grund zu meinem Besuch anzuführen, und Fanny mußte dann selbst für ihre Worte Rede stehen.

Eines Abends um dieselbe Zeit, wo ich das letzte Mal — ich könnte eben so gut sagen das erste Mal — meinen Besuch bei der Baronin ablegte, ging ich hinunter. Das Erste, was meinem Blick begegnete, als ich in das Zimmer trat, und mich ziemlich unangenehm überraschte, da ich Rechnung gemacht hatte, sie allein zu treffen, war eine fremde Dame, die dem Aussehen nach die Mitte der Lebensbahn längst überschritten hatte. Sie maß mich mit einem vornehmen Blicke, und da ich ihr schlecht und recht als Herr Wagner vorgestellt wurde, konnte ich an ihrer Miene wohl sehen, daß ich schon gewogen und zu leicht befunden sei. Die Baronin zeigte mir auch ein etwas verwundertes Gesicht, obgleich sie sehr artig war; ich fragte

nach ihrem Befinden, wonach ich nun nicht länger hätte aussetzen können mich zu erkundigen; sie dankte mir etwas verlegen, und ich war nicht weit davon, mich viele Meilen — oder wenigstens Ein Stockwerk — wegzuwünschen, bis Fanny, welche heute ebenfalls ungewöhnlich vornehm und ernst war, mich unter ihren Schutz nahm und zugleich mit Fräulein Louise mich halb leise unterhielt, während die beiden ältern Damen im Sopha saßen und ihr Gespräch fortsetzten. Ich wollte mich schnell empfehlen, aber sie hielten mich Beide zurück mit der Versicherung, daß die fremde Dame schon lange davon gesprochen habe wegzugehn. Eine kleine halbe Stunde nachher erhob sie sich auch und ging. Nun kam die Baronin hin zu mir, bat mich, meinen Hut abzulegen und eine Tasse Thee mit ihnen zu trinken, die Fanny mir schon das vorige Mal angeboten hatte. Sie dankte mir für die Aufmerksamkeit, die ich für ihre Gesundheit habe, aber es entging mir nicht, daß darin der Gedanke ausgedrückt lag, daß mein Besuch ihr unerwartet gewesen sei und sie überrascht habe. Ich verschwieg deßwegen nicht länger die Aufforderung, die ich empfangen hatte. Fanny ward ganz roth, und ich las im Gesicht der Mama, daß es nicht von ihr ausgegangen war.

Nichts desto weniger mußte ich mich nun bei ihnen ruhig niederlassen, und während wir alle Vier um den Theetisch mit der brodelnden Maschine saßen, strengte ich alle meine Kräfte an, so interessant wie möglich zu sein, und Fanny half mir treulich uns

selbst und die Andern unterhalten. Sie fing an mich stricken zu lehren — denn es giebt nichts, was diejenigen, welche der Schule selbst noch nicht entlaufen sind, mehr unterhielte, als Andere zu lehren — und damit ich mich nicht langweilte, überließ sie mir ihre Nähschachtel mit allen Raritäten zur freien Benutzung für den ganzen Abend.

Ich habe oft sagen hören, daß Männer sich nicht lange unterhalten können, wenn Einer ganz allein unter lauter Damen ist. Was mich betrifft, so vergnügte ich mich ganz vortrefflich, und es war unvermerkt zwölf Uhr geworden, ehe ich ging, und dießmal nicht ohne Aufforderung, meinen Besuch zu wiederholen.

Von nun an verging keine Woche, ohne daß ich einen oder bisweilen zwei Abende bei Baronessens zugebracht hätte. Ich zählte mit Sehnsucht die Tage, bis ich wieder hingehn konnte; Fanny und ich hatten immer etwas Neues uns mitzutheilen, und die Zeit ging so hurtig hin, wenn wir zusammen waren, daß diese Abende fast wie aus meinem Leben gestohlen waren, — aber von der andern Seite auch keineswegs gestohlen, denn sie machten mich unendlich glücklich. Der Mann ist ja dazu geschaffen, über das Weib zu herrschen, und es ist für mich Nichts so anziehend als eine weiche, kindliche Seele, über deren Gefühle und Stimmungen man die Herrschaft ausüben kann die zufolge der größeren Geisteskraft und Geistesentwickelung sich geltend machen muß in jedem Verhältniß gegen Frauenzimmer. Fanny lachte und scherzte,

über alle die Kindereien, welche ich angab; aber sie wurde gleich ernsthaft, wenn ich das Gespräch auf ihre Kindheit brachte, welche sie auf einem adlichen Hofe in Jütland verlebte, und wenn sie von der kleinen Kapelle in der Dorfkirche erzählte, wo ihr Vater und ihre kleine Schwester begraben lagen, und wo ihre Gebeine vielleicht auch einst ruhen würden; besonders aber, wenn ich gegen sie der Reise ins Ausland erwähnte, die ich nach dem Wunsche meiner Mutter unternehmen sollte, sobald ich das Examen überstanden hätte. Wir versicherten einander dann gegenseitig, daß wir uns nirgends so gut vergnügten, als wenn wir hier daheim die Abende in ungestörter Ruhe zubrächten.

Und wenn ich ihr das sagte, so meinte ich es auch so: es war die buchstäblichste Wahrheit. Ich vergaß alle meine andern Bekanntschaften über diese neue, und die Hingebung der kleinen Baronesse gegen mich schmeichelte meiner Eitelkeit in dem Grade, daß ich mein ganzes Glück darin fand. Dazu kam, daß ihre Mutter augenscheinlich mich begünstigte, und ich kann wohl sagen, daß mein vertrauliches und freundschaftliches Verhältniß zu Fanny ihre Sanktion hatte. Indeß wachte sie eifrig darüber, daß es unter keiner Bedingung der Nachrede preisgegeben ward, und bei solchen Gelegenheiten merkte ich deutlichst, daß sie Fanny'n im Grunde noch mehr für ein Kind hielt, als sie es wirklich war. Man wird sich daher nicht wundern, wenn es nicht lange währte, als ich anfing die Sache von der ernsten Seite zu betrachten, und ich

ging mit dem Vorhaben um, nur den Frühling und Fanny's Confirmation abzuwarten, um die Baronin mit meinem aufrichtigen Wunsche bekannt zu machen. Fanny's Einwilligung glaubte ich mir völlig gesichert.

Es ist ein absonderlicher Zustand, worin man sich befindet, wenn man den Entschluß gefaßt hat, sich zu verloben, oder wenigstens das Seinige dazu zu thun. Man geht umher und sieht mit einer gewissen Kälte auf die übrige Welt, oder wenigstens auf die junge weibliche Welt, als ob sie Einen gar nichts anginge. Man bildet sich ein, daß man nun ein gesetzter Mann ist und nicht länger dem Sturm der Leidenschaften ausgesetzt, da Alles nun in eine einzige Leidenschaft vereinigt ist. Die Liebe ist gleich einer Wunde, die immer offen gehalten wird; mein alter Doctor, dessen ich vorher erwähnte, würde, wenn er so vernünftige Worte aus meinem Munde hätte hervorgehen hören, ohne Zweifel ausgebrochen sein: „Das ist mein System, die Liebe ist eine Krankheit, und die Verlobung als eine Fontanelle zu betrachten." Welche materielle Entweihung! Ein solcher Gedanke kann nur bei einem alten Doctor entstehen! Ich verschweige seinen Namen, um ihm nicht die Praxis zu rauben, die er vielleicht bei mehr als Einem Paar von Verlobten hat.

Es schien mir in Wahrheit in dieser Periode, als ob ich am Ziele meines Lebens stände. Es ist dasselbe Gefühl, das der Schüler hat, wenn er sich dem Examen artium unterwerfen soll, und Gott weiß, ob es

nicht meistens eben so betrüglich ist. Es war mir ganz gleichgültig, ob ich bei andern Damen Glück machte oder nicht, und es rührte mich nicht im mindesten, daß meine Cousine Josephine, welche allmählig anfing ihren Glanz zu entfalten und sogar ein hübsches Mädchen geworden war, ein unverkennbares Interesse für mich bewies. Gott weiß, daß ich es ihr nie gezeigt hatte; aber es ist ein Satz, den einer von den Schriftstellern, die am deutlichsten ihre tiefe Kennerschaft der weiblichen Seele dargethan haben, dessen Namen ich jedoch nicht nennen will, aufgestellt hat: daß, wenn man bei einer Dame Glück macht, man noch mehr Glück macht bei ihren Freundinnen. Ich machte diese Entdeckung bei Josephinen besonders dadurch, daß sie mich mehrmals bat, ihr einen kleinen Goldring zu verehren, den ich lange getragen hatte, auf welchem zwei ineinandergreifende Hände sich befanden; obwohl ich mich erbot, ihr einen andern zu kaufen und zu schenken, versicherte sie mir, daß sie nur diesen haben wollte, da sie ihn grade als ein Andenken an mich zu besitzen wünsche. Ich gab ihn ihr, aber freute mich, daß ich sie nicht länger als Vertraute nöthig hatte, da ich nicht mehr auf ihre Uneigennützigkeit und Zuverlässigkeit in dieser Sache bauen konnte.

Indeß näherte sich der Frühling mit starken Schritten, und es ward nun ernsthaft davon gesprochen, daß Fanny binnen einem Monat nach Jütland reisen solle, um auf dem Gute confirmirt zu werden, das ihr Großvater besessen und ihres Vaters ältester Bru-

der, als Stammherr der Familie, nach ihm bekommen hatte. Sie wollte natürlicherweise selbst ungern Kopenhagen verlassen, aber theils war es der Familie einstimmiger Wunsch, theils sollte sie hierin dem Beispiel ihrer Schwester folgen. In der letzten Zeit vor ihrer Abreise ging ich beständig und grübelte über den Vorsatz, ihr eine Art Erklärung zu machen, oder ihr doch einige Worte zu sagen, woraus sie auf mein ernstes Vorhaben schließen konnte, denn in diesem Punkte haben junge Mädchen ein ausgemachtes Talent, eine halbe Andeutung zu verstehen. Aber die Gelegenheit kam — und verschwand eben so oft unbenutzt. Die Ursache lag zum Theil in mir selbst; denn ich merkte bald, daß es im Grunde nicht so leicht sei, ein solches ernstes Wort anzubringen, wozu drei Stücke nöthig sind, eine passende Veranlassung, ein geneigtes Ohr und ein freudiger Muth. Und wenn die Gelegenheit endlich einmal da war, und ich wollte sie benutzen, und deshalb das Gespräch in die Richtung brachte, wo solche Aeußerungen zu Hause sind, war es, als ob sie gleich ahnte, was sie zu erwarten habe. Ich weiß nicht, ob mein Gesicht einen eigenen Ausdruck in einem solchen Augenblick annahm, oder aus welchen Kennzeichen sie es sonst errieth; aber es kam sofort eine Unruhe und eine Aengstlichkeit über ihr ganzes Wesen, das so lebendig den Wunsch ausdrückte, weit davon zu sein, daß ich theils nicht fortfahren konnte, theils glauben mußte, ich sei durchschaut, ehe ich noch gesprochen hatte. Indeß faßte ich doch den Entschluß, es

nur bis zum letzten Abend vor ihrer Abreise aufzuschieben, besonders da ich annahm, daß dieser am leichtesten eine meinem Vorhaben günstige Stimmung mit sich führen werde. Dieser Abend kam endlich, aber es traf ein, was ich hätte voraussehen können, daß eine Tante und ein paar junge Freundinnen sich einfanden, um den letzten Anblick ihrer Kindheit zu genießen, ehe diese in das Grab der Vergangenheit versenkt werden sollte.

Ich hatte mich grade geputzt, um hinunterzugehen, als die Ankunft der Fremden mich in meinem Vorsatze wankend machte. Ich stand am Fenster und sah, wie sie sich ruhig niederließen; wenn ich den Gedanken, welche bei dieser Veranlassung meinen Kopf durchkreuzten, in Worten Luft gemacht hätte, so würden sie weder sonderlich sanft noch schmeichelhaft für die lieben Gäste gewesen sein. Die Rollgardine vor dem am weitesten vom Sopha entfernten Fenster war noch nicht niedergelassen — ich glaube, daß Fanny heute Abend diesen Theil der häuslichen Verrichtungen selbst besorgt hatte — und an dieses Fenster stellte sie sich abseits mit einer andern jungen Dame, damit wir so einen stummen Abschied von einander nehmen konnten, einen Abschied, der übereinstimmte mit unsern ersten Grüßen; und obschon ich ihr unsichtbar war in der Dunkelheit, die mich umgab, suchte ihr Auge mich doch oft und überführte mich, daß mindestens ihre Gedanken mich fanden.

Während ich noch dastand und hoffte, daß die

Fremden sich fortmachen würden, klopfte es an meine Thür. „Was Teufel? Ist es bei Dir noch dunkel?“ sagte eine wohlbekannte Stimme, und zwei von meinen guten Freunden traten ein. Ich würde lügen, wenn ich sagte, daß sie mir in diesem Augenblick gelegen kamen; wie sehr ich mich auch dabei krümmte, mußte ich doch zuletzt ihre Aufforderung annehmen, zu Einem von ihnen mitzugehn, um meinen Kummer bei den Matadoren und Codillen des L'hombretisches zu vergessen. Spät in der Nacht kam ich erst nach Hause, spät am nächsten Morgen stand ich auf — und da war Fanny schon „über alle Berge.“

Während ihrer Abwesenheit ging ich ziemlich oft zur Baronin hinunter. Ich wollte gern den Schein behalten, dasselbe Interesse für die Familie zu haben wie zuvor, als Fanny da war, aber ich hätte wohl im Voraus schließen können, daß es dessen nicht bedurfte, und ich empfing auch in dieser Zeit beständig neue Beweise der Theilnahme. Fanny schrieb oft nach Hause, und es ward mir nicht bloß mitgetheilt, was mich betraf, nämlich die Grüße, welche sie mir sagen ließ, sondern auch Vieles, was andere Gegenstände betraf. Ihre Briefe waren launig und scherzhaft, und ihr Bericht von den Leuten in Jütland oft so possirlich, daß selbst die Baronin nicht umhin konnte, herzlich darüber zu lachen, ungeachtet sie mißbilligend den Kopf schüttelte, besonders in Betreff dessen, was die Familie anging, deren Eigenthümlichkeiten Fanny höchst lebhaft hervorzuheben verstand. Am meisten machte

sie sich lustig über ihren Vetter Holger, einen jungen Mann, der sich dem Forstwesen widmen sollte; Fanny glaubte ihn hinreichend charakterisirt zu haben durch die Bemerkung, daß er nicht anders ginge als mit großen Nägeln unter den Stiefeln. Indessen war es nicht zu verkennen, daß er sehr aufmerksam gegen sie war, und daß sie ihn als ihren aufwartenden Kammerjunker gebrauchte, so daß er sogar die Jagd versäumte, seine Lieblingsbeschäftigung und sein Studium, bloß um der Cousine Dienste zu leisten und mit ihr in der Umgegend Ritte zu machen. Denn das Reiten war ihr größtes Vergnügen, und sie rühmte sich, täglich an Fertigkeit in dieser edlen Kunst zuzunehmen und auch in der Ausübung desselben einen seltenen Muth zu besitzen. Sie zählte auch die Reitpferde des Landhofes mit großem Interesse auf, und hatte bald so große Fortschritte gemacht, daß sie die allgemeine Begeisterung der Einwohner für Vollblut und Pferdewettrennen theilte. Im Ganzen schien ihr das Landleben zu behagen, wenigstens das Leben, das man als Gast auf einem Herrenhofe führt. Gegen das Ende ihres Aufenthaltes daselbst hatte sie wahrscheinlich ernsthaftere Dinge zu bedenken gehabt auf Veranlassung dessen, was eigentlich der Zweck ihrer Reise war, und man hörte nur selten etwas von ihr, oder es ward mir wenigstens nicht mitgetheilt. —

Nach sechswöchentlichem Aufenthalt in Jütland kam Fanny im Anfang des Sommers zurück, ungeachtet die Familie sie hatte überreden wollen, noch

länger dazubleiben, was auch mit dem Wunsche ihrer Mutter übereinstimmte. Fräulein Louise hatte mir vertraut, daß sie jetzt kommen würde, und mir den zur Ankunft bestimmten Tag vorausgesagt in Folge einer Privatnachricht, welche sie erhalten hatte, und ich merkte bei dieser Gelegenheit, daß ein kleiner heimlicher Briefwechsel zwischen den Schwestern stattfand, von dessen Grund und Zweck ich jedoch nicht die mindeste Ahnung hatte. Auf den bestimmten Tag traf sie auch in Kopenhagen ein, begleitet von dem bereits erwähnten Vetter.

Ich dachte nun wieder ernstlich daran, den Schritt zu thun, der mich in Fesseln schmieden, aber zugleich mein künftiges Glück gründen sollte. Als ich zum ersten Mal die Baronin besuchte, ward ich auch von Fanny mit unverkennbarer Freude empfangen; sie war ganz dieselbe wie zuvor, und wir sprachen zusammen mit der ehemaligen Munterkeit und Vertraulichkeit, aber Louise war ernsthaft, und die Baronin machte Fanny'n ein paarmal Vorwürfe, daß sie zu ausgelassen sei für ein Mädchen ihres Alters, so daß ich in der Stille bei mir dachte, wie albern doch die Forderung sei, daß ein junges Mädchen auf einmal ihr natürliches Wesen verläugnen und von einem gewissen Tage an eine ganz neue Rolle spielen sollte. Es herrschte den Abend nicht die Freiheit und Harmonie in der Familie, die ich dort gewohnt war, und ich verließ sie früh — mit der Ueberzeugung, daß der Augenblick mir

nicht günstig sei — um in eine Gesellschaft zusammenzutreffen mit den Meinigen.

Ich weiß nicht mehr recht, was dazu Veranlassung gab, aber theils war es wohl, weil ich in der letzteren Zeit seltner als gewöhnlich hingekommen war, theils weil ich das letzte Mal nicht den angenehmen Eindruck gefühlt hatte, den ich sonst mitzunehmen pflegte; so viel ist gewiß, das der innere Beweggrund mir selbst nicht recht deutlich wurde, aber der Thatbestand ist der, daß ich nicht Gelegenheit nahm, meinen Besuch zu wiederholen als nach Verlauf von vierzehn Tagen, und daß das während unsrer ganzen Bekanntschaft nicht vorgekommen war. Als ich nun nicht länger meiner Sehnsucht mit Fanny zu sprechen widerstehen konnte und ich eines Abends bei der Baronin wieder in das Wohnzimmer trat, hatte ich das Unglück, den jungen jütländischen Vetter dort zu treffen. Ich war es gewohnt, daß man, wenn Fremde zugegen waren, mich förmlicher empfing, und wunderte mich deßwegen gar nicht, lauter ernsthaften Gesichtern zu begegnen, und eben so wenig, daß der junge Baron mich mit einem überlegenen Blicke maß, um so mehr, da es schon so spät war, daß man beim Theetische saß. Ich kam neben Fräulein Louise zu sitzen, welche mich mit vieler Aufmerksamkeit zu unterhalten anfing, und ich antwortete ihr mit aller möglichen Formalität. Auch der junge Baron hatte die Artigkeit mich anzureden, freilich mit der Miene eines Gönners auf folgende Weise: „Herr Wagner? — Sie sind Jurist?“

Ich konnte nicht anders als es bejahen.

„Ich war auch eigentlich dazu bestimmt," fuhr er in einem Tone fort, der das deutliche Gepräge des Bewußtseins trug, daß er der Rechtswissenschaft Ehre gemacht haben würde. „Aber ich hatte mehr Lust zum Forstwesen, und deshalb habe ich diese Laufbahn gewählt."

„Ah, Sie sind also Forst" — — Ich wußte nicht recht, wozu ich ihn machen sollte, um ihm nicht zu viel oder zu wenig zu geben. Und hiemit hatten wir unsre gegenseitige gründliche Bekanntschaft gemacht.

Es giebt einen gewissen gedankenvollen, und doch zerstreuten und geistesabwesenden Blick, den, wie ich glaube, alle jungen Mädchen in ihrer Gewalt haben, und worin zweierlei liegt — Mitleid und Vorwurf. Es ist leicht möglich, daß er nur der Ausdruck ist für eines dieser Gefühle, aber eben so leicht wie es für den ist, auf den er geheftet wird, darin das Charakteristische für beide zu erkennen, eben so schwer ist es für ihn herauszufinden, welches von ihnen als vorherrschend sich in der Seele bewegt, deren Spiegelbild dieser Blick ist. Es ist in diesem Blick keine Spur von Freude oder Glück, es liegt vielmehr tiefer Kummer darin, und obschon es unverkennbar ist, daß der Gedanke sich mit der Person beschäftigt, auf welche er sich richtet, so deutet er doch nicht eine ihr für den Augenblick gespendete Aufmerksamkeit; es ist dagegen gleichsam, als ob er sich theile und sich eben so sehr nach innen wende, um in die eigene Seele zurückzu-

schauen — indem er grade den Ernst hat, welcher anzeigt, daß der Gedanke sich innerhalb der Erinnerungen einer verschwundenen Zeit bewegt. Dieser Blick war es, dem ich an diesem Abend mehrmals bei Fanny begegnete. Mein Gewissen half mir ihn auszulegen als Vorwurf für die Gleichgültigkeit, die ich ihr nach ihrer Rückkunft bewiesen hatte, obgleich, Gott weiß, ganz gegen meinen Willen; aber es ward mir bald deutlich, daß diese Auslegung keinesweges den Ausdruck erschöpfte, der in ihrem schönen Auge lag. Immer sprach dieser Zug des Mitleids zu mir, der darein gemischt war, und den ich nicht zu deuten wußte, und deßhalb nahe daran war, ihn für ein Geschöpf meiner Einbildung zu halten. Aber ich konnte diesen Eindruck nicht auslöschen, und er durchdrang mich so mit seinem ruhigen Ernst, daß er mich beinahe aus der Fassung gebracht hätte. Ich weiß nicht, ob es einer von den Andern bemerkte, am wenigsten traute ich es dem Landjunker zu, einen so entwickelten Sinn für Physiognomien zu haben, daß er eine solche Entdeckung machen könne. Ich glaube nicht einmal, daß er die Wirkung bemerkte, die ich davon empfand, und er ahnte wohl kaum, wie ich in meinem Innern wünschte, ihn entfernen zu können, um Gelegenheit zu erhalten, mit Fanny unter vier Augen zu sprechen. Aber er rührte sich nicht von seinem Stuhl, bis ich mich selbst erhob, um Abschied zu nehmen. Noch in der letzten Minute begegnete ich demselben Blicke von Fanny, welcher zu sagen schien: „Lebe wohl, Undank-

barer!" Ich ging zur Thüre hinaus mit dem festen Vorsatz, keinen Tag mehr zu Ende zu leben, ohne mit ihr gesprochen und sie um eine Erklärung gebeten zu haben. Der Forstmann folgte mir.

Wenn mein Inneres in Bewegung gesetzt ist, habe ich mich nie bequemen können, mich zur Ruhe zu begeben, sondern habe stets die freie Luft gesucht. Ich ging deshalb mit dem Baron die Treppe hinunter. Er fragte mich, ob ich ausginge, und da ich ihm antwortete, daß ich einen Spatziergang machen wolle, bat er es sich aus, mich begleiten zu dürfen, da er mit mir zu sprechen wünsche. Ich war sehr verwundert, konnte jedoch natürlicherweise nichts Anderes erwiedern, als daß ich zu seinen Diensten stehe. Es war ein kalter Abend, ich knöpfte meinen dünnen Frack dicht am Halse zu, und während er mit seiner hohen gewichtigen Gestalt majestätisch mir zur Seite schritt, richtete ich meine Schritte ohne weitere Verabredung nach der Zollbude zu.

Wir gingen einige Zeit stumm nebeneinander; endlich fing der Baron in einem verbindlichen Ton an: „Sie denken wohl daran, sich zu verheirathen, Herr Wagner?" Und darauf schwieg er wieder. Ich lachte in mir selber über diese auffallende Frage; es hatte fast das Ansehen, als ob er mich für eine vortheilhafte Anstellung in Schutz nehmen wolle. Statt ihm die natürlichste Antwort zu geben: „Was geht das denn den Herrn Baron an?" war ich gutmüthig genug,

zu antworten: „Ach ja, das ist allerdings halb und halb meine Absicht.“

„Sie entschuldigen,“ fuhr er sodann fort, „daß ich ganz offenherzig etwas berühre, wovon Sie wohl geglaubt haben, daß es mir unbekannt sei.“

„Ja, das kann ich nicht läugnen,“ antwortete ich. „Aber das muß Ihnen auf keine Weise Zwang auflegen.“

„Ich wollte nur,“ begann er wieder, „Ihnen eine Aufklärung geben in dieser Hinsicht bei Zeiten“ . . .

„Mein Gott, Sie brauchen sich damit nicht zu übereilen.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte er in einem ernsteren Tone.

„Ich meine, daß es nicht so erschrecklich schnell geschehen wird. Es fehlt mir noch dies und das dazu, zum Beispiel, mein Amtsexamen, ein Amt und — eine Braut.“

„Sie belieben zu spaßen,“ sagte er mit einem gezwungenen Lächeln.

„Nein, ich versichre Ihnen,“ antwortete ich ganz ernsthaft. Und ich konnte es ihm wirklich mit gutem Gewissen versichern.

Der Baron schwieg wieder einige Augenblicke und setzte die Wanderung mit nachdenkender Miene fort. Ich brach das Stillschweigen nicht. Endlich sagte er:

Ich glaube jedoch Ihnen einen Dienst zu erzeigen, wenn ich Sie davon unterrichte, daß Sie Ihre Augen auf eine Dame geworfen haben, welche" . . .

„Wer? — Ich?" — brach ich aus, erstaunt über dieß fortgesetzte Verhör.

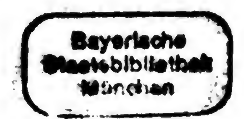
„Ja, Sie," antwortete er sehr bestimmt. „Es ist eine junge Dame, deren Gefühle für Sie ich sehr genau kenne, und es geschieht von Seiten dieser Dame, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen einen Ring abzufordern, in dessen Besitz Sie sind, und der ihr gehört."

Ich glaubte wirklich in diesem Augenblick, daß der Baron entweder betrunken oder toll sei.

„Ich? — Einen Ring? — Der einer jungen Dame gehört? — Ich glaube, Gott strafe mich — Lieber Herr Baron! Das ist ohne Zweifel ein Irrthum — Man hat Sie hinter's Licht geführt."

„Mich, hinter's Licht!" brach er zornig aus. „Nein, Herr Wagner, darüber können Sie sich völlig beruhigen. Weder Sie noch sonst Jemand wird mich hinter's Licht führen. Der Ring, den Sie ihr gegeben haben, ist in meinen Händen. Ich will mir hiemit die Freiheit nehmen, ihn an Sie zurückzugeben, und fordre Ihnen ganz ernsthaft den andern ab, den sie in unbesonnenem kindischen Scherz Ihnen zur Erwiederung geliehen hat."

Es fehlte nicht viel, daß ich zu ihm sagte: „Gehn Sie zum Teufel mit Ihrem Ringe," als er zu meiner



großen Verwunderung einen Ring von seinem kleinen Finger zog und mir ihn reichte, — es war derselbe, den ich vor längerer Zeit einmal Josephinen auf ihr eignes Verlangen geschenkt hatte. Aber es war mir ein vollkommenes Räthsel, wie er dazu kam, als ihr Ritter aufzutreten, und was es mit diesem Ringe auf sich habe, den er mit aller Gewalt mir aufdringen wollte.

„Es hat seine Richtigkeit," sagte ich, nachdem ich das mir überlieferte Kleinod von allen Seiten beguckt hatte, „dieser Ring ist mein, oder richtiger gesagt, er ist einmal mein gewesen, aber ich habe ihn weggegeben, und es ist ein Ding, das mir nicht zukommt." Das Letzte sagte ich in einem ziemlich aufgebrachten Tone, und ich bildete mir ein, daß es ihm einigen Respekt einflößte, wenigstens brachte es ihn dahin, seinen Ton etwas herabzustimmen. Er murmelte etwas halb leise davon, „daß es mich nicht wundern könne, ihn zurückzuerhalten," und von „dem Verhältnisse, worin man zu seiner Cousine stehe." Die letzte Erwiederung faßte ich auf.

„Ja, gerade das Verhältniß, worin man zu seiner Cousine steht," antwortete ich ärgerlich. „und ich glaube nicht, daß es irgend einer andern Erklärung bedarf."

„Ja, das ist gerade das Verhältniß, welches ich meine," rief er ungeduldig.

„Ja, gerade das," antwortete ich.

„Und so muß ich Ihnen überdieß sagen," fuhr er

jetzt ganz hitzig fort, „daß ich zugleich in dem Verhältnisse zu meiner Cousine Fanny stehe, daß sie meine Verlobte ist, und es kommt mir doch vor, daß mich dieß berechtigt, mit Ihnen über diese Sache zu sprechen."

Das letzte Argument machte einen gewaltigen und ziemlich unbehaglichen Eindruck auf mich, und es währte ein Weilchen, ehe ich sagte: „Aber diesen Ring habe ich meiner Cousine Josephine gegeben."

„Und Sie hat ihn meiner Cousine gegeben — in Ihrem Namen."

„In meinem Namen?" wiederholte ich verwundert.

„Ja, gerade, in Ihrem Namen."

„Dumme Kinderstreiche," sagte ich halb vor mir hin. „Ich danke Ihnen übrigens, daß Sie mir meinen Ring zurückverschafft haben, von dem ich mich in Wahrheit nur ungern trennte. Aber was den andern betrifft, so kann ich Ihnen versichern, daß Sie ganz falsch unterrichtet sind."

Es schien mir ihm zu viel Ehre erzeigt, wenn ich mich in eine nähere Erklärung hierüber einließe, wozu ich überdieß in diesem Augenblick nicht gestimmt sein konnte. Ich steckte deßwegen den Ring auf den Finger, zog den Handschuh an, lüftete den Hut — und wandte mich um und ging.

Ich verließ ihn in einer ganz eigenthümlichen Stimmung über die Entdeckungen, welche mich dieser kurze und nachdrückliche Zwiesprach hatte machen lassen.

— Also war Fanny verlobt! — Die Thränen standen mir beinahe in den Augen bei diesem Gedanken. — Nun konnte ich mir erklären, was ich heute Abend in ihren Augen gelesen hatte. Das mußte in den letzten Tagen geschehen sein, in der Zwischenzeit seit meinem letzten Besuch nach ihrer Zurückkunft. Wäre ich nicht so lange weggeblieben, so wäre es vielleicht nicht geschehen, und hätte ich mich bei Zeiten erklärt, so wäre ich es ohne Zweifel gewesen, der dem Vetter den Weg gezeigt hätte, statt daß es nun umgekehrt war. Es war ja allzu deutlich gewesen, daß die Baronin nichts dagegen hatte. Ob Fanny'n diese Verlobung glücklich machte, das war eine andre Frage; ich glaube nicht, daß es ihres Herzens freie Wahl war. — Aber der Ring? — Dieß Ereigniß war mir eben so unerklärlich. Es mußte entweder mißverstandener Eifer für meine Sache sein, oder noch mehr eine sonderbare Lust, Partien zu stiften, welche bei Damen nicht ungewöhnlich ist, welche Josephinen dahin gebracht hatte, diesen betrügerischen Schritt auf meine Rechnung zu thun. Wenn sie einen andern Ring zurückbekommen hatte, so mußte sie ihn behalten haben, vielleicht weil sie mir nicht zu sagen wagte, was sie auf ihre eigene Hand unbesonnen — ja ich bin fast in Versuchung zu sagen — unverschämt genug gethan hatte. Ich merkte, daß meine Meinung von ihr noch zu gut gewesen war, da ich ihr einen so geringen Grad von Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe nicht zugetraut hatte. Aber das Allerauffallendste war doch die übertriebene

und meinem Urtheile nach übelangebrachte Aufrichtigkeit, die Fanny'n angetrieben hatte, den Baron in dieß Geheimniß einzuweihen. Gott im Himmel, wenn sie ihn nicht behalten wollte, so konnte sie ihn ja durch Josephine an mich zurückgeben lassen. „Das ist die verwünschte, mißverstandene Gewissenhaftigkeit!" brach ich einmal über das andre aus, um doch meiner beklemmten Brust in Worten Luft zu machen. — Oder vielleicht brachte sie ein Andrer dazu; vielleicht war es gar ihre Mutter, die ihr früheres Vertrauen mißbrauchte. — Aber das nahm ich mir fest vor, daß sie sowohl wie Josephine mir nähere Aufklärung darüber geben sollten.

Ich hatte es mir stets als das Schrecklichste gedacht, das einem Menschen begegnen kann, einen Korb zu bekommen, und ich hatte stets gesagt: „Ich weiß nicht, was ich anfangen würde, wenn mir das begegnete!" — Aber ich war zugleich immer innerlich überzeugt gewesen, daß es mich gar nicht treffen könne, ich würde nämlich es nicht so weit kommen lassen, als bis ich vollständig des Erfolgs gewiß gewesen wäre. Ich habe später einsehen lernen, daß diese Ueberzeugung bisweilen viel zu spät kommt, noch öfter aber vielleicht viel zu früh, und hier ist es gerade die Eitelkeit, welche dem kurzsichtigen Menschen einen teuflischen Possen spielt. Man kann wohl eigentlich nicht sagen, daß dieß Unglück mich betroffen habe, aber ich war doch so nahe daran gewesen wie möglich, und nur dieses Menschen unkluger Ungestüm hatte mich davon gerettet.

Mir schauderte in den Abgrund zu sehen, an dessen Rand ich gestanden hatte.

So groß war meine Eitelkeit, lieber Leser, daß ich kein größeres Unglück kannte als einen solchen Schiffbruch meines Stolzes. — Dieß war auch mein Hauptgedanke bei dieser Begebenheit, und diese Ansicht der Sache erfüllte mich so sehr auf dem Heimgange, daß ich noch nicht dazu gekommen war zu erwägen, was mir doch im Grunde weit näher lag, nämlich, wie viel ich eigentlich durch die plötzliche Dazwischenkunft dieses Menschen verloren hatte.

Als ich zu Hause war, zündete ich Licht an, nahm es in die Hand und stellte mich vor den Spiegel; denn das war jederzeit meine Gewohnheit gewesen, wenn ich meine eigene Gemüthsstimmung recht untersuchen wollte, nicht allein um mein Inneres zu erforschen, sondern auch die äußeren Kennzeichen zu benutzen — dadurch bildet man allmählig seinen Sinn für Physiognomien aus, 'und das ist ein Sinn, den man nicht geringachten darf. Mein Gesicht war in der That ernsthaft, meine Augenbrauen etwas zusammengezogen nach der Nase zu, aber es lag in Wahrheit nichts darin, was verrieth, auf welchem Wege ich verunglückt war. Man hätte wohl daraus schließen können, daß ich bei der Prüfung Nummer Zwei, das übelklingende Haud illaudabilis bekommen, oder daß ich mein Geld im Spiel verloren habe; aber daß ich in der Liebe gestrandet war, das hätte mir Niemand an-

sehen sollen, denn es lag nicht die mindeste Schwärmerei in meinen Augen, nicht eine Spur jener zärtlichen Melancholie, die ich wenigstens mir unabtrennbar denke von einem unglücklichen Liebhaber, und die auch ganz natürlich ist, da die zärtlicheren Gefühle, weit entfernt aufzuhören, im Gegentheil dadurch sich verstärken, daß sie hoffnungslos sind.

„Aber bist Du denn wirklich unglücklich?“ — fragte ich mich plötzlich selbst; denn wenn man erst so weit gekommen ist, sich selber anzusehen, so gehört nur ein kleiner Schritt dazu, um mit sich selbst zu sprechen.

„Ja — mir ist schlecht zu Muthe! — Aber es wird besser werden, — ich hoffe, daß es vorüber sein wird, wenn ich darauf geschlafen habe.“ — So antwortete ich mir selbst, indem ich meinen Muth dadurch aufrecht zu halten suchte, daß ich mir eine Anweisung auf die Zukunft gab.

Indem ich mich so vor dem Spiegel stehen sah mit dem Lichte in der Hand zu nächtlicher Stunde in diesem Zwiesprach mit mir selbst, konnte ich nicht umhin zu lächeln, — ich blieb nicht länger so ernsthaft. Und dieses Lächeln, das beinahe Dreiviertel eines Lachens war, bewies mir klar und deutlich, daß meine letzten trostreichen Worte nicht so grundlos waren.

Ich bin nie besonders geneigt gewesen, mir Etwas zu nahe zu nehmen, und so auch in diesem Falle nicht. Ich habe mich später überzeugt, daß der Grund davon

nicht so sehr in meinem Leichtsinn lag als in der Natur der Sache. Daß Fanny ein niedliches kleines Wesen war, das werde ich jederzeit erkennen, und dieser Winter wird stets in meiner Erinnerung stehn als einer der reizendsten Abschnitte in meiner Jugendgeschichte; aber sie war doch nicht im Stande, die unendliche Liebenswürdigkeit zu verdunkeln, welche ich an Sophien hatte kennen und erkennen lernen. Und doch hatte sie — wenigstens eine Zeit lang — Sophien bei mir in Vergessenheit gebracht, und der Grund davon war — daß ich mich geschmeichelt fühlte durch die Aufmerksamkeit, welche die kleine Baronesse von Anfang an mir gezeigt hatte. „Es ist ja nichts Andres als die bloße Eitelkeit!“ Ganz recht, liebe, und, wie ich hoffe, geneigte Leser, es ist Eitelkeit. So ist der Mensch, wenigstens ein Mensch. Und ich will Dir überdieß das Geständniß ablegen, daß ich mich nicht für fähig halte, eine hoffnungslose, unerwiederte Liebe zu nähren, aber daß dagegen die Aufmerksamkeit eines hübschen Mädchens etwas Unwiderstehliches für mich hat: die gegenseitigen Gefühle entflammen einander, und es giebt gewiß keinen Landbesitzer, dessen Güter so sehr in Flor kommen durch die Wechselwirthschaft, als Amor. Worauf gründet sich das Alles? — Auf meine Eitelkeit — und abermals meine Eitelkeit! Habe ich da nicht Recht, daß sie einer meiner Hauptfehler ist, daß sie tief in meine sündige Natur verwachsen, kurz, meine Schooßsünde ist? Aber ich habe sie ja auch für nichts Andres ausgegeben. —

Ich stand noch vor dem Spiegel, vertieft in diese und ähnliche Betrachtungen, als die Thüre sich öffnete und meine Schwester eintrat. Ich war anfangs ganz erschreckt über diese nächtliche Erscheinung eines weiblichen Wesens, und sie war nicht minder verwundert, mich mit ernster und tiefsinniger Miene in dieser eigenthümlichen Stellung anzutreffen.

„Was Tausend! Bist Du noch auf?" brach ich aus, als ich meine Gedanken so weit gesammelt hatte, um sie zu erkennen.

„Ja, ich habe auf Dich gewartet" — antwortete sie. „Es war ein Bote hier, der mir dieß an Dich gab mit dem Auftrag, es Dir ja noch heute einzuhändigen." Mit diesen Worten reichte sie mir einen kleinen Brief und eine noch kleinere versiegelte Schachtel. Ich nahm diese geheimnißvollen Dinge, welche mir in der bedeutungsvollen Mitternachtsstunde überliefert wurden, und an einem Tage, der so merkwürdige und unerwartete Ereignisse für mich mit sich geführt hatte; nicht ohne ein ungewöhnliches Gefühl hielt ich sie in der Hand. Ich weiß nicht, was es für eine Ahnung war, die mich abhielt, in Gegenwart meiner Schwester das Siegel zu brechen. Sie blieb stehen und fragte nach meinem Befinden mit der bei solchen Gelegenheiten oft beschwerlichen schwesterlichen Theilnahme und Bekümmerniß, und ich mußte ihr mehrmals versichern, daß ich es über die Maaßen gut habe und mich sehr wohl befinde, während sie behauptete, ich sehe schlecht

und verstimmt aus, — ehe ich sie wieder entfernen konnte.

Nun war ich allein. Ich ergriff zuerst die Schachtel, und öffnete sie erwartungsvoll. Nachdem ich die feine Baumwolle herausgenommen hatte, welche obenauf lag, zeigte sich unten ein kleiner dünner Goldring mit einem grünen Stein darin. — Es ist die Farbe der Hoffnung, dachte ich; sollte er von Fanny sein, da kommt er gerade zur gelegenen Stunde, wenn er anders die Wahrheit spricht! — Ich öffnete darauf den mitfolgenden kleinen Brief und las Folgendes:

„Ich glaube Deinen stillschweigenden Wunsch erfüllt zu haben, als ich Deinen Ring an Fanny gab. Sie hat mich gebeten, Dir zur Erwiederung diesen zu überliefern, aber die Umstände haben mich bis jetzt daran verhindert. Da ich nun gestern die Nachricht erhielt, zu meiner großen Verwunderung, daß sie mit ihrem Vetter verlobt ist, schicke ich ihn Dir, damit Du selbst darüber verfügen könnest. Ich mag ihn durchaus nicht länger in Verwahrung haben, und ich mag überhaupt die Rolle einer Vermittlerin oder Unterhändlerin zwischen Euch nicht mehr spielen nach der Wendung, welche die Sache jetzt genommen hat.

Deine Cousine
Josephine."

Ich stand sprachlos vor Verwunderung über diese beispiellose Frechheit. Es fehlte nicht viel, so hätte ich im ersten Aerger den unverschämten Brief in den Ofen

geworfen; ich hatte schon die Ofenthür in der Hand, um sie zu öffnen, als ich noch bei Zeiten mich bedachte. Ich packte ihn zugleich mit dem Ring zusammen und schrieb darauf:

„Da dieser Ring mir auf keine Weise zukommt, wirst Du so gut sein, ihn auf eigene Rechnung dem Eigenthümer wieder zuzustellen.

Dein Vetter
Emil Wagner.“

Am nächsten Morgen, nicht lange nach Tagesanbruch, hatte sie diesen vogelfreien Ring wieder in ihrer Verwahrung, dem keiner von uns Quartier geben wollte trotz der schmeichelnden Hoffnung, die er aussprechen sollte, und die so klar und strahlend dem kleinen grünen Stein entfunkelte.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß die heilende Kraft, welche bald meine Gedanken von dieser Begebenheit ableitete, Sophie Walter war. Ihr Bild trat wieder siegreich aus dem Schatten, in welchen die kurze Verdunkelung sie gesetzt hatte. Die Natur, welche dem Menschen keine Uebel aufgelegt hat, ohne ihm zugleich ein Gegenmittel zu geben, hat gegen Sorgen dieser Art ihm das unfehlbarste Mittel von der Welt verliehen, das, welches allein im Stande ist, die alte Wunde zu heilen, nämlich: eine neue Liebe. — Aber es ist nicht immer leicht für den Liebhaber, der freiwillig oder gezwungen seine frühere Hoffnung aufgiebt, einen neuen Gegenstand zu finden, um seine

zerrissene Existenz daranzuknüpfen, aber für mich war es etwas Unwillkürliches, ich konnte nicht einmal der Macht widerstehen, womit Sophie wieder ihre alten Rechte in meinem Herzen einnahm. Der, welcher zweifeln kann, an der Wahrheit dessen, was in Joconde's Romanze stehe: L'on revient toujours à ses premiers amours — der kennt den Menschen nicht.

Aber dieß hatte denn doch auch seine Kehrseite. Ich konnte nicht umhin, mir Vorwürfe zu machen, daß ich auf eine kurze Zeit ihr so untreu gewesen war, daß ich selbst daran gearbeitet hatte, eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns zu ziehen. Vergessen hatte ich sie freilich nicht, ich bin sogar überzeugt, daß in jedem Augenblick, wo sich in der Zwischenzeit mir ihr Bild dargestellt hatte, sie mir so theuer wie jemals gewesen war. — Wie war das nun dennoch zugegangen? — Ich weiß es wahrlich nicht; ich glaube, daß ich nicht geschaffen bin, in Ideen zu leben, so daß ich auf längere Zeit durch eine Erinnerung zufrieden gestellt werden könnte. — Oder ist es die Ironie, welche darin liegt, sich vorsätzlich von dem zu trennen, was uns das Liebste auf Erden ist, die Bande zu zerreißen, welche uns damit verknüpfen, bis sie nur noch mit einem Haare zusammenhängen — so ist das gerade die Ursache, daß das Gefühl wieder neue Kraft gewinnt, aber nicht um sich von allem Andern auszuschließen, und eine Erinnerung, eine Idee, eine triviale träumerische Schwärmerei festzuhalten, welche zuletzt zu einem kalten, todten Wahne wird. Ich war bald völlig da=

von überzeugt, daß es doch Sophie war, die im Hintergrunde meiner Seele gestanden hatte, als ich den Entschluß faßte, mein Schicksal an ein weibliches Wesen zu knüpfen. Nun hatte ich schon angefangen, die Seligkeit zu fühlen, welche in dem Verhältniß liegt, das man Verlobung nennt, wenn es auf mehr gegründet ist als auf einen kurzen Rausch, den man sich in einem Paar schöner Augen getrunken hat. Es ist eine Seligkeit, wie ich glaube, so daß Jeder, der sie kennt, sie für den Culminationspunkt des irdischen Glückes ansehen muß, der der Jugend zu Theil werden kann, trotz Allem, was Egoisten von der goldenen Freiheit und von der Unklugheit frühzeitiger Verlobungen predigen, und dessen Sinn doch in nichts Anderem besteht als darin, daß man sich am besten befindet, wenn man alles Interesse auf sein eigenes liebes Ich concentrirt. Nun hatte ich einmal den Kampf bestanden, der zu einem solchen Beschlusse führt, und ich sah keinen Grund, auf halbem Wege stehen zu bleiben, um so mehr da ich überzeugt war, daß dieser Entschluß nicht eine Frucht zufälliger Umstände, sondern daß er in meiner eigenen Natur tief begründet und von meiner ganzen geistigen Entwickelung herbeigeführt war. Ich hatte deßwegen voll und fest beschlossen, Sophien zu erobern, und zwar von dem Augenblick an, wo ich Fanny aufgab. —

Der liebliche Sommer stand jetzt gerade wieder in seiner ersten Blüthe, ich sehnte mich recht von Herzen, mich von der Stadt loszureißen; und sobald ich mich

frei machen konnte, hatte ich auch meinen Bündel geschnürt und ein Billet für den Eilwagen in der Tasche. Eines Freitags Morgens ganz zeitig, als die Vögelchen unter dem Dache erst eben angefangen hatten zu zwitschern, und die Sonne noch nicht höher am Himmel herauf war, als um in meiner Stube ein Dämmerlicht zu verbreiten, war ich auf und im Begriff, mich zur Reise zu rüsten. Auf dem Tische lag das Felleisen noch offen, und ich ging auf und ab mit der Reiseungeduld, welche von der Jugend unzertrennlich ist, während ich auf einige Wäsche wartete, die noch eingepackt werden sollte, und beschäftigte mich, meine Schränke zuzuschließen, um doch etwas zu thun zu haben. Wenn man früh Morgens abreist, ist Einem immer nicht recht wohl zu Muthe; ich weiß nicht recht, was die Ursache davon sein mag. Ein früher Sommermorgen in Kopenhagen ist immer melancholisch, obgleich er übrigens an und für sich so äußerst anregend und wohlthuend ist; aber dieses melancholische Gefühl ist durchaus verschieden von der Stimmung, worin der Reisende sich befindet, wenn er in halber Dämmerung unter seinen Habseligkeiten wirthschaftet und sich in der Stille anschickt, aus der ganzen kleinen Welt, welche rund um ihn schläft, sich wegzuschleichen. Ich hatte die Tasse Kaffee getrunken, welche meine sorgsame Schwester mir mit leisen Schritten gebracht hatte und stand am Fenster, in den Hof hinausstierend, wo die Hühner des Wirths, die ihren Morgengesang anstimmten, die Köpfe auf die Seite legten und nach der Sonne schielten,

die einzigen unter den Bewohnern waren, welche ihre Wirksamkeit begonnen hatten. Vor den Fenstern der Baronin waren die Vorhänge halb niedergelassen, es sah dort staubig und garstig aus, die Magd hatte noch nicht rein gemacht. Ich kann nicht beschreiben, mit wie seltsamen Gefühlen ich niederblickte auf die wohlbekannten Gegenstände, auf die Tische und Stühle, auf Fanny's rothe Nähschachtel, die im Fenster stand, worin mein Ring wahrscheinlich ehemals gelegen hatte, vorsichtig verborgen gegen ungeweihte Augen. Diese Gefühle standen in einem schroffen Gegensatz zu denen, womit ich ehemals diese Gegenstände betrachtet hatte, *ehemals*, da sie alle begeistigt waren mit demselben Lebensprincip, das meine Phantasie belebte. Ich fühlte diesen Gegensatz so lebendig, und er wirkte so stark auf mich, vielleicht gerade weil er sich im letzten Augenblicke geltend machen wollte, ehe ich mich aus dem Zauberkreise losriß, innerhalb dessen Grenzen er mich nur beherrschen konnte. —

Aus diesen tiefen Gedanken erwachte ich plötzlich dadurch, daß eine Stimme hinter mir langsam und warnend die Worte sagte: „Spute Dich, Emil, damit Du nicht zu spät kommst!" — Betroffen wandte ich mich um. Zu spät! Auch dießmal! — Wer ist mein böser Prophet? — In dem ersten Augenblicke kam es mir wirklich vor, als ob diese Stimme aus der nackten Wand hervorkäme, und sie verursachte mir eine eigenthümliche, unheimliche Empfindung, als sie mir zu Ohren drang. Da ich jedoch nach einem natürlichen

Grunde forschen mußte, und keine lebendige Seele im Zimmer außer mir war, ging ich in die Schlafkammer, wo meines Bruders Bette dicht hinter der offenen Thüre stand.

„Schläfst Du?" fragte ich.

Er wandte sich nach der Wand zu und wiederholte schläfrig: „Spute Dich nur, damit Du nicht zu spät zur Post kommst." —

Er hat im Grunde Recht, dachte ich, er kennt meine schwache Seite. Aber dießmal soll es nicht geschehen! — Ich ward hierdurch zu meiner Beschleunigung ermuntert und angetrieben. Meine Habseligkeiten wurden rasch gepackt, ich eilte fort, und kam gerade an, als die übrigen Passagiere schon eingestiegen waren und ihre Sitze eingenommen hatten, entging aber doch nicht einigen mißvergnügten Mienen, weil der Postillion ein wenig auf den Herren gewartet hatte, dem Nummer Fünf gehörte. —

Es war Abend, als ich in Brägnerup ankam, zwischen sechs und sieben Uhr. Ich trat mit einer gewissen fremden Aengstlichkeit in die wohlbekannte Gartenstube, wo ich ehedem heimisch gewesen war; es war etwas von dem Gefühl, womit der verlorene Sohn in den Schooß seiner Familie zurückkehrte. Man empfing mich freundlich, nur Sophie sah mich etwas verlegen, aber doch heiter an, da ich mit ungewohnter Dreistigkeit, im Bewußtsein meiner Absicht, ihr die Hand reichte. Dießmal, nachdem ich sie so lange nicht gesehen hatte, ver-

wunderte mich ihre Schönheit in der That. Der Aufenthalt auf dem Lande hatte wohlthätig auf sie gewirkt, obwohl ich nicht sagen kann, worin diese Wirkung bestand, denn jeder ihrer Züge, besonders das ernste, melancholische Auge, rief mir so deutlich ihr Bild aus der verschwundenen Kindheit zurück, und ihre leichte, reizende Gestalt erinnerte mich an unser letztes Zusammentreffen, wo ich sie im Tanz in meinen Armen schwang, so lebhaft, als ob ich mich nie von ihr getrennt hätte. Mit der innerlichsten Freude weilte mein Blick auf ihr, und ein unbeschreiblich glückliches Gefühl sagte mir, daß sie es war, welche mein Herz suchte.

Indessen ward ich bald wieder heimisch in der Familie, da die kleinen Geschwister mich wiedererkannten und mich mit dem gewohnten Du anredeten, und Frau Walter dankte mir mit aufrichtiger Herzlichkeit, daß ich nicht habe den Sommer vorbeigehn lassen, ohne die alten Freunde zu besuchen. Nachdem sie sich mit wahrer Theilnahme von dem Befinden meiner ganzen Familie und von Allem, was diese betraf, unterrichtet und auf diese Veranlassung von dem früheren Verhältnisse gesprochen hatte, worin wir so lange Zeit zu einander standen, war ich in Wahrheit dahin gekommen, daß ich einen unwiderstehlichen Drang fühlte, ihre wohlwollende Stimmung zu benutzen, und ihr ohne Vorbehalt die Absicht meiner Reise zu eröffnen; und trotz dem Lächerlichen, das darin liegt, mit der Thür ins Haus zu fallen, hätte ich es auch ohne Zweifel gethan, wenn nicht die wenigen Zeugen, welche

zugegen waren, und namentlich Sophiens Gegenwart mich daran gehindert hätten. Als ich neben ihr sitzen blieb, geschah es, aufrichtig gesagt, in der Erwartung, daß diese sich endlich entfernen und mir einen günstigen Augenblick zu dieser Mittheilung gewähren würden. Die Pause, welche diese meine stummen Betrachtungen begleitete, wurde von der Mutter folgendermaßen abgebrochen:

„Sie kommen heute gerade wie gerufen. Mein Mann ist erst gestern Abend hergekommen — auf Veranlassung eines Briefes, den er von hier erhielt.“ Sie hielt inne, und betrachtete mich mit geheimnißvoller Miene.

„Einen Brief von hier?“ antwortete ich zerstreut, da ich in ganz andern Gedanken dasaß.

„Ja,“ — antwortete sie — „ich glaubte, daß Sie vielleicht auf eine oder andre Weise eine kleine Neuigkeit gehört hätten.“ —

„Ich? Wie so?“

„Ich meine, da Sie gerade heute kommen, zu einem Familienfest — Sie werden heut Abend unsern Schwiegersohn sehen.“

„Ihren Schwiegersohn?“ rief ich, indem ich plötzlich aus allen meinen Betrachtungen kam; ich bin gewiß, daß ich so blaß wie eine Leiche wurde.

„Ja, unsern Schwiegersohn,“ antwortete Frau Walter, und sah mich etwas verwundert an. „Es ist unser junger Pfarrer.“

Ich wandte mich um nach Sophien, aber sie war verschwunden.

Ich sammelte alle meine Stärke, die mir Gott verliehen hatte, und welche gottlob nicht so geringe ist, wenn ich sie nur mit ernstem Willen aufbiete, und fragte mit leiser Stimme und ruhiger Miene, wobei ich doch eine gewisse krampfhafte Bewegung um den Mund fühlte, welche ich nicht im Stande war zu bezwingen: „Ist das Spaß oder Ernst, Frau Walter?"

„Ich versichere es Ihnen," sagte sie ernsthaft. — „Sie sollen heute noch seine Gesundheit trinken," fügte sie bald darauf in einem etwas munterern Tone hinzu, „und wir wollen zur Vergeltung auch die Ihrige auf gleiche Veranlassung trinken."

„Wie so?" rief ich. „In Wahrheit, Frau Walter, ich verstehe Sie nicht."

„Ist es denn nicht wahr?" fragte sie. „Es ist uns doch aus Kopenhagen die Nachricht zugekommen, daß Sie verlobt wären."

„Ich? Verlobt? Mit wem?"

„Nun, mit der Baronesse Falkenberg."

„Nein, das ist auf meine Ehre nicht wahr," antwortete ich mit einem unwillkürlichen Seufzer. Es war einer von den Seufzern, welche zu erkennen geben, daß man nun auf dem Reinen ist mit seiner Niederlage, und vollkommen seine Stellung überschaut. Ich weiß nicht, was Frau Walter zu diesem Seufzer dachte.

— Also kam ich wieder zu spät! — Wieder und ewig zu spät! — Das Schicksal straft diesen unseligen Fehler mit einer barbarischen Strenge. — Ich weiß wahrlich nicht, was ich Alles in diesem Augenblick dachte, denn nie in meinem Leben war meine Seele in solchem Aufruhr gewesen wie jetzt. Mein Gesicht hat schwerlich den sanftesten Ausdruck gehabt, denn ich bemerkte, daß die beiden kleinen Mädchen mich verwundert anblickten, und ich sah mein dunkles Auge und meine gerunzelte Stirn sich auf ihnen abspiegeln. Mit gezwungenem Lächeln stand ich auf, klappte das eine Kind auf die Wange und ging in den Garten, denn ich konnte es nicht länger aushalten, den Gleichgültigen zu spielen.

Ich ging umher wie ein Träumender, der nicht im Stande ist, seine Gedanken recht zu sammeln, ich konnte mich kaum wieder in den Gängen zurecht finden, die ich so oft betreten hatte, ich konnte mich von keinem einzigen erinnern, wohin er führte. — Ich kam zurück, ich sah den Prediger, ich drückte ihm die Hand, ich trank seine Gesundheit, Alles wie im Traum, denn ich war in eine Apathie gesunken, die ich sonst nie gekannt hatte. Ich weiß nicht, ob irgend einer von der Gesellschaft mich durchschaute, ich glaube nicht, es ward wohl als Schläfrigkeit von der Reise ausgelegt, und der Prediger nahm sich die Freiheit, mit mir darüber zu scherzen.

Es gab jedoch Eine Person, vor welcher gewiß keinesweges verborgen war, was in meiner Seele vor-

ging. Es war Sophie. Sie kannte mich genauer und war aufmerksamer auf mich als irgend einer von den Uebrigen. Sie war es auch, welche mich aus meiner geistigen Nichtigkeit aufweckte, als meine Augen sie trafen in einem jener unbewachten Augenblicke, wo die ganze Seele sich auf den starken Schwingen des Gedankens erhebt, und ihr keine Kraft bleibt, ihr Aeußeres zu beherrschen. Sie heftete einen ruhigen Blick auf mich, einen Blick, gemischt aus Mitleid und Vorwurf, einen Blick, der eine tiefe Saite in meiner Brust erzittern machte, eine Saite, deren Klang mir bekannt war.

Es war das zweite Mal, daß ich diesem bekümmerten Mitleid und diesem strengen, ernsten Vorwurf begegnete. Diese Augen, dieser Blick übte eine noch größere Gewalt über mich aus, vielleicht, weil er noch verdienter war. Er peinigte mich, er kränkte mich, er machte mich beinah erbittert, ich war nahe daran, sie laut und deutlich zu fragen, was sie damit meinte. Ich that es glücklicherweise nicht, aber ich schwur in meinem Innern, daß sie mir eine Erklärung darüber geben sollte. — Endlich trennte sich die Gesellschaft, und da meine Besinnung glücklicherweise so weit zurückgekehrt war, daß ich auf die Frage, ob ich nun nicht für's Erste hier Quartier machen würde, antworten konnte, daß mein Besuch sehr kurz sein müsse, da ich auf dem Wege nach Jütland sei, und möglichst schon morgen dort zu sein wünsche. — Ich eilte nicht gleich fort, weil ich noch einmal mit Sophien sprechen

wollte; ohne diesen Grund wäre ich vielleicht auf der Stelle abgereist. —

Als ich auf mein Zimmer kam, ordneten sich meine Gedanken allmählig. Ich sah klar und deutlich ein, daß mein Glück zertrümmert war, daß das Schicksal mir entrissen hatte, was ich als mein Eigenthum ansah, und daß es mich ärmer als den dürftigsten Bettler gemacht hatte; aber ich sah auch zugleich ein, daß mir nur recht geschehen war, und daß ich jetzt nichts Anderes zu thun hatte, als mich zu entfernen. — Thränen ziemen dem Manne nicht, und ich möchte gerne läugnen, daß ich mich von meinen Gefühlen nicht habe überwältigen lassen; aber ich bin es der Wahrheit schuldig zu gestehen, daß dießmal der lichte Morgen mich noch in derselben Stellung sitzen fand, welche ich am Abend, als ich hinaufkam, angenommen hatte. Erst als der Rand der Sonnenscheibe sich über dem Dache sehen ließ, ging ich mit schwerem Herzen zu Bette. —

Nichtsdestoweniger war ich den nächsten Morgen zeitig auf den Beinen. Ich machte mein Fenster auf, das nach dem Garten hinausging, und blieb ein Weilchen stehen und betrachtete die lebhafte Morgensonne, das frische Grün und die munteren Schwalben, die mit Pfeilschnelle die Luft von allen Seiten durchkreuzten. — Eure Zeit kommt wohl auch! dachte ich. Jetzt ziehe ich fort, mein Sommer ist vorbei hier, eher als der eurige. — Ich dachte mit Betrübniß daran, daß

ich nun in die Welt hinauswandern müsse, und wandern unter fremde Menschen mit betrübtem Herzen, denn gleich wieder nach Hause umkehren, das konnte ich nicht. — Mittlerweile hörte ich Stimmen unten im Garten, ich erkannte den Gärtner an den Worten: „Nein, fürs Erste kommt noch kein Regen, Fräulein!" — Ich errieth sogleich, daß Sophie da sein müsse, und es war noch so zeitig, daß die übrige Familie wohl kaum schon unten sein konnte. Hier hatte ich also die beste Gelegenheit, mit ihr zu sprechen; darauf wartete ich ja, und doch war ich in diesem Augenblick nahe daran, sie vorbeigehn zu lassen. Ich ergriff meine Mütze, ich legte sie wieder hin — endlich that ich mir Gewalt an. Einmal noch! dachte ich, es ist wohl leicht das letzte Mal.

Als ich in den Garten hinunterkam, stand Sophie im Gespräch mit dem Gärtner. Sie stand da mit dem ruhigsten Gesicht, und sprach von Kräutern und Büschen, und man hätte nicht glauben sollen, daß ihr kürzlich Etwas begegnet sei, das ihr Inneres in Bewegung gesetzt hätte. Beide, sie und der Gärtner sahen mich verwundert an, als ich mich mit einem ernsten: „Guten Morgen!" näherte. — Daß meine Gegenwart jedoch Eindruck auf sie machte, war leicht bemerklich sowohl für ihn, wie für mich, denn sie verlor bald den Faden des Gesprächs, in welchem er so eben mit ihr begriffen war; sie fragte immer, er mußte immer seine Worte wiederholen, und endlich ging er. Wir standen nun allein.

„Fräulein Sophie,“ begann ich, „da ich im Begriff bin, Sie heute zu verlassen, bitte ich Sie um Entschuldigung, wenn ich die Gelegenheit ergreife, ungestört mit Ihnen zu sprechen.“

Sie sah sich ängstlich nach allen Seiten um. Ich merkte, daß sie eine Veranlassung suchte, sich zu entfernen, und fuhr deshalb sehr ernst und ohne inne zu halten fort: „Ich hoffe, daß Sie es mir nicht versagen werden, anzuhören, was ich Ihnen zu sagen habe.“

„Nein, ich — weit entfernt“ — antwortete sie stammelnd und verlegen, „ich habe vielmehr Sie auch um Etwas zu bitten.“

Ich wollte den Augenblick benutzen, und fing an nach der andern Seite des Gartens zu gehen; sie stand still, als ob sie sich bedenke — endlich wandte sie sich um und folgte mir.

„Ich habe Ihnen noch nicht Glück gewünscht zu Ihrer Verlobung,“ fing ich wieder an.

„Ich danke Ihnen,“ antwortete sie leise.

„Ich will hoffen, daß sie Ihnen so viel Glück bringt, wie es sich gehört, da Sie dadurch einen Andern seiner Hoffnung beraubt haben, einen Anderen, der gewiß nicht mindere Ergebenheit für Sie hegte.“

Sophie sah zur Erde nieder und antwortete keine Sylbe.

„Dieser Andere bin ich," fuhr ich fort. „Ich hatte geglaubt, daß Sie mich verstanden hätten" ...

„Nein," unterbrach sie mich schnell, „ich verstehe Sie nicht."

„Sie haben mich nicht verstanden? So habe ich mich also getäuscht —; oder vielmehr Sie sind es, die mich täuscht," fügte ich hinzu, und sah ihr ernst in die Augen.

„Nein, ich täusche Sie nicht," — antwortete sie langsam und leise, und ohne mich anzusehen.

„Sie haben also nicht gewußt, daß ich — daß ich eine Hoffnung nährte mit Rücksicht auf Sie, die, wie ich sehe, mir fehlgeschlagen ist?"

Sie sah mich einen Augenblick an und antwortete dann mit Festigkeit: „Wenn ich es gewußt hätte, so hätte ich zugleich auch gewußt, daß Ihre flüchtige Laune mich bald verlassen würde, um eine Andre zu suchen."

„Ich weiß, was Sie mir vorwerfen können," sagte ich; es war deutlich, daß sie Fanny im Sinne hatte. „Erlauben Sie, mich vor Ihnen zu rechtfertigen."

„Nein, um Gottes Willen!" rief Sophie ängstlich, indem sie stillstand. — „Sie sind mir keine Rechtfertigung schuldig — ich mag sie nicht hören." —

Ich stand auch still, und wollte dieß peinliche Gespräch abbrechen; aber ich weiß nicht, was es war, das mich abhielt und mich antrieb, es wieder anzuknüpfen.

Indem ich weiter ging, sagte ich: „Lassen Sie uns denn nicht davon sprechen, da es Ihnen zuwider ist. Ich habe mich vor Ihnen rechtfertigen wollen, ich habe Ihnen eine vollkommene Aufrichtigkeit gezeigt; erlauben Sie mir deßwegen auch eine aufrichtige Antwort zu fordern auf die Frage, welche ich jetzt an Sie thun will."

„Und die ist?" fragte sie.

„Ist es Ihnen nie eingefallen," sagte ich in dem vertraulichen Tone, worin wir vor Zeiten gewohnt waren mit einander zu sprechen, „ist es Ihnen nie eingefallen, daß die Aufmerksamkeit, die ich stets gestrebt habe, Ihnen zu bezeigen, das Vergnügen, das ich schon von der Zeit an, wo Sie noch Kind waren, stets in Ihrer Gesellschaft gefunden habe, einen tieferen und ernsteren Grund habe, als es bei einer alltäglichen Bekanntschaft der Fall ist? — Ist da Nichts, keine Stimme in Ihrer Brust, die Ihnen gesagt hat, daß Sie es Liebe nennen könnten?"

Sophie sah mich mit denselben Augen wie gestern Abend an und antwortete ein langgezogenes „Nein!"

„Sie antworten Nein, Sophie, aber Sie meinen Ja." — Sie schwieg. — „Weßhalb," fuhr ich fort, „weßhalb in aller Welt haben Sie dann — — Welch ungereimte Frage! Das konnte Sie ja nicht binden."

„Sie müssen selbst einsehen können," sagte sie verlegen, welchen Eindruck diese Ueberzeugung auf ein

junges Mädchen machen mußte, auf ein Kind in meinem Alter. Ich brauche Ihnen nicht zu verhehlen, daß die Güte, die Sie für mich hatten, gewiß nicht größer gewesen ist als die, welche ich für Sie hatte."

Während sie sprach, nahm ihr Gesicht einen ruhigeren Charakter an. Es war, als ob sie dieß mehr der Wahrheit als meinetwegen sagte.

„Aber Sophie!" — brach ich aus — „Allmächtiger Gott! Warum haben Sie dann so gegen mich gehandelt?"

„Gegen Sie?" sagte sie mit einem Seufzer. — „Ihr Glück hat mir zu sehr am Herzen gelegen, als daß ich" —

„Daß Sie —?"

„Daß ich Ihnen erlauben konnte, es an die Vergänglichkeit zu knüpfen —"

„Wie? Sophie! Ich verstehe Sie nicht."

„Nein," sagte sie langsam und mit Nachdruck, „Sie dürfen Ihr Schicksal nicht an ein Wesen knüpfen, das den Tod auf den Lippen trägt."

Das war die Frucht meiner unglückseligen Verwirrung! — Ich konnte kein Wort erwiedern — ich war stumm.

„Und ich," — fuhr sie fort, — „ich will mich lieber nicht ans Leben binden durch ein solches Band, daß ich zittern müßte bei dem Gedanken, den Sie mir selbst eingeflößt haben."

„Aber um des Himmels Willen," brach ich aus, „wer in aller Welt ist im Stande, so Etwas voraus-zusagen?"

„Es sind Ihre eigenen Worte," erwiederte sie, — „und ich glaube nicht, daß Sie unwahr gesprochen haben."

„Sie betrügen sich selbst, Sophie; und denken Sie denn nicht daran, daß Sie auch einen Andern betrügen?"

„Betrügen? Nein! Ich habe es ihm selbst gesagt. — Und überdieß ist es meiner Eltern Wunsch, den ich erfülle," fügte sie hinzu mit einem tiefen Seufzer.

Wir waren mittlerweile bis zur Gartenpforte gekommen. Ich machte sie auf und wollte sie hindurchführen, aber sie stand stille; es war deutlich, daß sie nicht weiter gehen wollte. Wie gern hätte ich noch mehr mit ihr gesprochen, aber ich wagte es nicht, denn ihre Thränen waren im Begriff hervorzubrechen, und ich fürchtete, daß Jemand kommen möchte.

„Ich habe Sie noch um Etwas zu bitten, ehe wir uns trennen," fing sie wieder an mit mehr Fassung. „Sie haben einen Handschuh, den ich Ihnen einst gegeben habe, und den Sie mir zurückgeben sollten, wenn Ihnen nicht mehr etwas daran gelegen wäre. Das ist es, warum ich Sie bitten will."

„Ich glaube nicht, daß Sie ein Recht haben, ihn jetzt zu fordern," antwortete ich.

„Aber wenn ich Sie inständigst darum bitte" — —

„Sophie, ein Handschuh ist kein Freundschaftszeichen. Ich will ihn gerade behalten,“ sagte ich, vielleicht mit etwas Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit, „ich will ihn gerade behalten zum Beweise, daß es eine Person giebt, die mein Feind ist, und die mit Vorsatz daran gearbeitet hat, mein Glück zu untergraben — und diese sind Sie.“

Ich weiß nicht, welcher böse Geist mir es eingab, so hart zu ihr zu sprechen in diesem Augenblick der Trennung; ich war meiner selbst nicht mächtig. Aber ich bereute es bald, als ich Thränen über ihre Wangen rollen sah. Dieser Anblick ließ mich Alles vergessen — ich hielt sie noch bei der Hand, da ich sie durch die Gartenthür hatte hinausführen wollen — ich legte meinen Arm um ihren Leib — ich drückte sie an meine Brust — ich küßte ihre Lippen. —

Sie wand sich aus meinem Arm; ich glaube, daß sie sprechen wollte. Erst jetzt dachte ich an das Vergehen, dessen ich mich gegen sie, die Braut eines Andern, schuldig gemacht hatte, und der reuevollste Verdruß über diesen rasenden, leidenschaftlichen Schritt trieb mir das Blut in die Wangen. Schamvoll wandte ich mich um und blickte hinaus über den Zaun, während ich erwartete eine ewige Landesverweisung zu hören, als Strafe, die sie über mich aussprechen würde. — Aber sie schwieg. — Als ich mich wieder umwandte, war sie verschwunden. Ich sah ein hellblaues Hutband flattern zwischen den Bäumen tief unten im Gange — — und ich habe sie nie wieder gesehen. —

Als ich ins Haus kam, hörte ich, daß sie krank sei, und zwei Stunden darauf saß ich allein in traurigen Gedanken auf einem Wagen, der nach Middelfart rollte. Einige Tage nachher verließ ich Fünen, und ich bin seitdem nicht dagewesen. — Aber ich werde noch einmal jenen Ort besuchen, und werde die kleine Pächtertochter zu der alten rothen Kirchmauer hinführen, um ihr das schwarze Kreuz zu zeigen, das ihrer Mutter Grab bezeichnet, und um den Stein zu sehen, unter welchem des Pfarrers junge Frau begraben liegt, und über welchen der Winter schon dreimal seine weiße Decke gebreitet hat." — —

Also endete mein Freund die Confessionen seiner Schooßsünden. —

